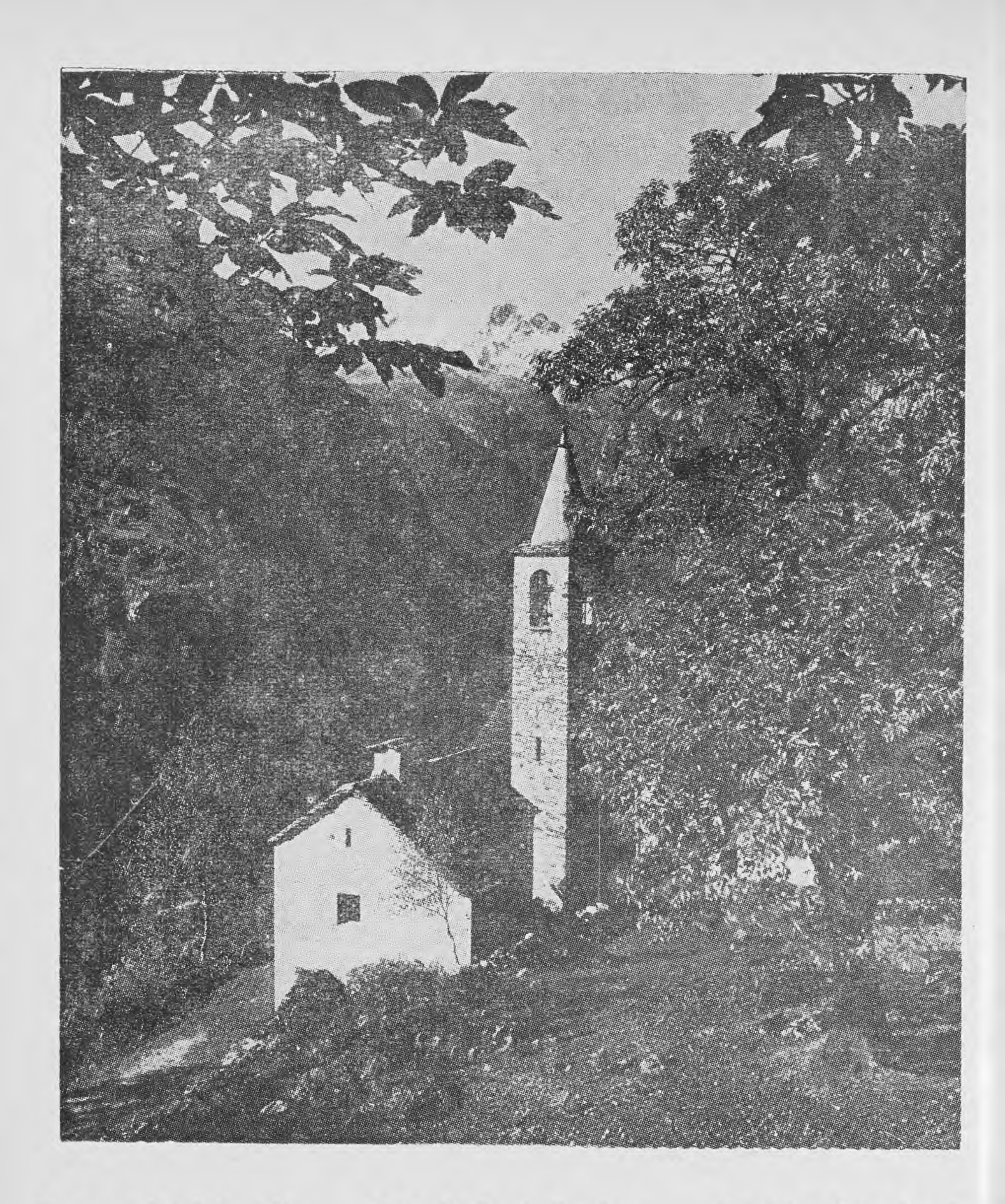


Juni 1958

DER MARIENBOTE



Für wen schuf Deine Güte,
Herr, diese Welt so schön?
Für wen ist Blum und Blüte
in Tälern und auf Höh'n?
Für wen ist hohe Wonne
da, wo das Saatfeld wallt?
Für wen bescheint die Sonne
die Wiesen und den Wald?

Uns gabst Du ein Vermögen,
die Schönheit einzusehn,
uns Menschen, Deinen Segen
zu fühlen, zu verstehn;
uns sollte all die Wonne
ein Ruf der Liebe sein,
mit jeder Morgensonne
Dir unser Herz zu weihn!

Nun sieh, o Gott, wir weihen
ein Herz voll Dankbarkeit
Dir, der uns liebt, und freuen
uns Deiner Gütigkeit!
Du hauchtest nicht vergebens
ein fühlend Herz uns ein:
Ein Vorhof jenes Lebens
soll uns die Erde sein. —

Joh. Wilhelm Ludwig Gleim

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie Mit kirchlicher Genehmigung herausgegeben von den Oblaten Patres zu Battleford. Preis: $2.00 jährlich. Adresse: The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada.

A monthly magazine for the Catholic family. Published with ecclesiastical approval by the Oblate Fathers at The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail. Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

26. Jahrgang | **Juni 1957, Battleford, Sask.** | **No. 9**

Dies und Das

Unsere Seel-Sorge Die von Papst Pius XII. vorgeschriebene allgemeine Gebetsmeinung der Kirche für den eben vergangenen Monat Mai war für die Seelsorge in den Großstädten unserer modernen Welt. Gerade diese Seelsorge liegt uns, die wir uns hier in Canada um das Heil unserer deutschen katholischen Neueinwanderer mühen, seit langem schon brennend im Herzen.

In der Februar-Ausgabe des "Marienboten" hatten wir eine Liste aller deutschsprechenden Priester Canadas veröffentlicht, die wir im Mai noch vervollständigen konnten. Ein kurzer Blick auf diese Liste genügt, um festzustellen, daß über 80% der 182 deutschsprechenden Priester unseres Landes teils in den westlichen Prärieprovinzen (über 130 Priester) teils in Gegenden eingesetzt sind, die hunderte, ja bis zu zweitausend Meilen (3200 km) von den gegenwärtigen überreifen Erntefeldern deutscher katholischer Einwandererseelsorge entfernt liegen.

Die Prärie des Westens war einmal das Hauptgebiet deutscher katholischer Seelsorge in Canda. Die hohe Zahl deutschsprechender Priester in den Pfarreien und Erziehungsinstituten der Prärie, die Ordenshäuser und Ordensprovinzen deutschstämmiger Patres und Schwestern in Mittel-Westcanada, zeugen von gut geleisteter Arbeit vergangener Pioniertage in den Siedlungsgebieten der Weizenkammer Canadas.

Inzwischen hat Canda den Weg einer vollständigen wirtschaftlichen Umwälzung betreten. Es ist vom Weizenland zum Land einer sich überraschend schnell entwickelnden, weltwichtigen Industrie geworden. Die Werbearbeit der canadischen Einwanderungsbehörden sucht nicht mehr, wie während der Jahrzehnte der Vorkriegsjahre, hauptsächlichst nach Farmer und Weizenbauer, sie wählt Hifskräfte und Fachleute für die wachsende Industrie und Wirtschaft unserer Großstädte und des eben der Zivilisation sich öffnenden Nordens.

Die großen Einwandererwellen der letzten zwölf Jahre haben das deutsche Katholikentum Canadas vor Tatsachen gestellt, auf die wir nicht vorbereitet waren, die vielen noch nicht einmal klar sind, obwohl sie inzwischen so an Not und Ernst gewachsen sind, daß wir sie heute als Problem des Gewissens betrachten müssen. Die Prärie, wo über 130 unserer 182 deutschsprechenden Priester arbeiten, wurde — mit Ausnahme ihrer wenigen Städte — von der Einwanderung der Nachkriegsjahre kaum berührt. Wir wissen nun, daß der heutige Canada-Auswanderer nicht mehr als Ansiedler in die Prärieprovinzen kommt. Das ist vorbei. Der Neueinwanderer zieht als Arbeitsbewerber in die Industriezentren unseres Landes. In großen Massen kommt er dorthin — auch der deutsche Katholik.

Es hat sich somit das Hauptarbeitsfeld deutscher

katholischer Seelsorge in Canada ein für alle Male von der stillen Prärie in die Großstädte und Industriegegenden verlegt. Wieviel deutsche Katholiken dort gegenwärtig zu finden sind, weiß kaum jemand zu sagen. Zwischen 1946 und 1957 hat Canada 1,669,340 Einwanderer aufgenommen, darunter 229,663 Menschen deutscher Sprache. Es wurde berechnet, daß ungefähr 40% aller deutschen Neueinwanderer katholisch sind. Dieser Rechnung nach sollten an die 90,000 deutsche Katholiken während der letzten zwölf Jahre nach Canada ausgewandert sein. Genaue Angaben über die Frage, wo sich diese 90,000 Katholiken überall niedergelassen haben und in wie weit sie seelsorglich erfaßt worden seien, kann niemand machen. Wir wissen nur, daß knapp 15% unserer canadischen deutschsprechenden Seelsorger im Dienst dieser Leute stehen. Eine ganz kleine Gruppe von Priestern in einem immer noch wachsendem Seelsorgegebiet von kaum zu beschreibender geographischer Weite.

Es fehlt uns hier leider eine Zentralstelle, ein Landesrat für katholische deutsche Seelsorge in Canada, der sich mit den uns so wichtigen Grundelementen der vor uns liegenden Heilssorge um unsere Brüder und Schwestern befassen könnte. Ohne klare Bestandsaufnahme unserer Probleme kann weder geurteilt und gewertet, noch geplant und gehandelt werden. Ohne klare Übersicht unserer drängenden Verhältnisse wird es uns immer schwer bleiben, verantwortliche und auch uns zur Hilfe bestehende kirchliche Stellen für unsere Sorgen zu gewinnen.

Viel zu rasch hat sich das Arbeitsfeld canadischer deutscher Seelsorge von der Prärie in die Großstädte des Ostens, der Westküste, und in die Industriezentren Albertas und des Nordens verlegt — und, was ebenfalls von größter Wichtigkeit ist, pastoral soziologisch verändert. Die Kirche kam einfach nicht mit. Über 130 deutschsprechende Priester versorgen verhältnismäßig kleine Landgemeinden des Mittel-Westens. Pfarrgemeinden, in denen vielfach nicht mehr deutsch gepredigt wird. Andere sind in unseren Erziehungsinstituten, in Exerzitienhäusern, in der Mission und der Verwaltung. Gerade 25 Priester bleiben uns für die Seelsorgearbeit unter den fast über ganze Canada gruppierten 90,000 katholischen deutschen Neueinwanderern.

Verglichen mit anderen katholischen Sprachgruppen Canadas, z. B. mit der hochorganisierten, landesweiten Seelsorgearbeit der Ukrainer und Polen, sind wir deutsche Katholiken einfach eine formlose Masse, ganz ohne gemeinsame Führung, ganz ohne Halt an eine für uns eintretende, planende Autorität, ohne Programm und Ziel, wirkend und schaffend von heute auf morgen, jeder in seinem eigenen Kreis. Und dieser eigene Kreis ladet uns weit mehr der Lasten und Mühen auf, als wir sie tragen können.

Die moderne Pfarrsoziologie spricht von der Notwendigkeit "missionarischer" und "pastoraler" Seelsorge, das heißt vom Priesterdienst an den der Kirche fremd gewordenen Seelen und von der Seelsorge für die praktizierende Gemeinde. Der erschreckende Mangel deutscher Seelsorger in Canada macht es unseren deutschen Großstadtpfarrern einfach unmöglich, ihren vielen seelsorglichen, karitativen und organisatorischen Pflichten auch noch den missionarischen Dienst, das Suchen nach den Abseitsstehenden, nach Neuangekommenen, geschweige denn das Besuchen deutscher katholischer Gruppen ohne Priester hinzuzufügen. Arbeiten, die unbedingt angegriffen werden müssen, wenn wir einen Massenabfall des deutschen Katholiken von seiner Kirche verhüten wollen.

Es spricht die Pastoralsoziologie auch von der modernen Großstadtpfarrei, die nicht mehr eine tief im Glauben miteinander verbundene Gruppe katholischer Menschen ist. So wie wir es z. B. noch vielfach in den Landgemeinden der Prärie haben, wo der Katholik ganz in der Umwelt seiner Kirche lebt. In einer Umwelt, die sein Frömmigkeits-, sein Gewissens-, sein Familien- und sein öffentliches Leben formt. Der Katholik der Großstadt sucht seine Lebensmitte nicht mehr in der verchristlichenden Pfarrgemeinde, er lebt in der entchristlichenden Umwelt seiner Arbeitsstätte, der Straßen seiner Stadt und des Kreises seiner Bekannten.

Diese entchristlichende Umwelt der Großstadt beeinflußt den Neueinwanderer, den nach neuheimatlicher und wirtschaftlicher Orientierung suchenden Menschen in der Fremde, selbstverständlich weit mehr als den Alteingesessenen. Der Einwanderer kommt, um Kreuzen zu entgehen. Er steht ganz am Anfang eines wirtschaftlichen Neuaufbaus, einer, wie er hofft, "besseren Zukunft", die er vom Dollar erwartet. Seine Wahl zwischen der Verkündigung des Kreuzes der Selbstverneinung und der Verkündigung der Großstadt: "Dieses alles will ich dir geben", wenn du dem Dollar dienst, ist in den meisten Fällen vom ersten Tage in Canada an bereits getroffen: Er wählt den Dollar.

Der deutsche Seelsorger der Großstadt Canadas kennt diese Not. Sie erschwert ihm die Arbeit,

der er sich gerade jetzt voll und ganz hingeben muß: Die Arbeit des Kirchengründens. Seine Pfarrgemeinde hat keine kanonisch festgelegten Grenzen. Er muß sich seine Gemeindekinder in der ganzen Stadt zusammensuchen, um erst einmal einen Grundstock des katholischen Gemeindelebens zu bilden.

Er braucht diesen Grundstock. Nicht nur, weil eine Gemeinde ohne Gemeindekinder einfach etwas Unmögliches ist, sondern aus reiner Seelsorge. Dieser Grundstock soll ihm helfen, kirchliche und kirchlich-gesellschaftliche Vereine, Gruppen und Abende zu gründen und zu gestalten — um dem Neueinwanderer in der Großstadt wenigstens eine kleine Umwelt rein katholischer Luft zu schaffen. Eine christliche Umwelt, die zum sakramentalen Leben leitet.

Es stehen unseren Priestern fast noch keine apostolisch wirkende Laiengruppen helfend zur Seite. Unsere Gemeinden sind jung, unsere Priester sind immer noch "Gründer" — und dieser "Gründer" sind viel zu wenig da!

Ernstes Problem ist auch die Einstellung der von uns betreuten Neueinwanderer zur Religion und ihren Pflichten. Um jeden Vorwurf der Übertreibung zu vermeiden, wollen wir einen Oberhirten Deutschlands zu Wort kommen lassen. Am 13. Juli 1952 sprach Erzbischof Jäger in Werl folgende bedeutungsvolle Worte: "Unser Volk gilt statistisch als ein christliches Volk, weil 95% sich noch zu den beiden großen Konfessionen bekennen. Aber ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß 70% dieser sogenannten Christen im Letzten und Tiefsten vollkommen indifferent sind und in ihrem Denken, in ihrer Stellungnahme, in ihrem Tun und Lassen durchaus vom marxistischen oder liberalistischen Geiste geformt und geprägt sind. Und sie merken es nicht einmal. Ihr Glaube ist bereits so schwach, ihre Verbindung mit Gott ist eine so theoretische Angelegenheit, daß man den Widerspruch zwischen Glauben und Leben gar nicht mehr empfindet."

Viele kommen nach Canada und bringen tiefe Frömmigkeit mit sich. Noch viel mehr der deutschen Katholiken, die nach Canada auswandern, sind Kinder des oben beschriebenen Geistes. Jeder unserer Seelsorger und jeder unserer eifrigen Laien weiß das. Und es ist sich auch jeder bewußt, daß gerade diese Tatsache das Problem unserer deutschen Seelsorge in Canada zur drängendsten, schmerzenden Sorge macht.

Wir brauchen Hilfe. Wir hoffen auf Christus und wir beten zu Ihm, dem alle unsere Mühen gelten, daß uns diese Hilfe eines Tages doch komme. Er ist der Herr, wir wissen, was Er will: Sein Wille geschehe!

– Der Schriftleiter.



Familie und Priesterberufe

"Der beste und natürlichste Boden, auf dem fast wie von selbst die Blumen des Heiligtums keimen und erblühen müssen, ist immer die echt und tief christliche Familie. Die Tatsachen selbst zeigen, dass die meisten von den heiligen Bischöfen und Priestern, deren Lob die Kirche kündet, die Grundlagen ihres Berufes und ihrer Heiligkeit dem Beispiel und den Unterweisungen eines Vaters voll Glauben und mannhafter Tugend, einer keuschen, frommen Mutter, einer Familie verdanken, in der neben der Sittenreinheit die Liebe zu Gott und dem Nächsten als Königin herrschte."

Pius XI.

Maria Hilf

Aus einer Papstansprache:



Maria und der Friede

Es sei ferne von Uns, daß Wir die Hoffnung auf die Möglichkeit aufgeben, den Frieden ohne die Gefahr kriegerischer Verwicklungen zu bewahren und zu verteidigen. Die vorauszusehenden, unheilvollen Übel möge Gott fernhalten, bei dem kein Ding unmöglich ist (Vergl. Luk. 1, 37). Und bei Gott möge zur Erlangung eines wahren Friedens, der diesen Namen verdient, Fürbitte einlegen die gütigste Mutter der Gnaden, die Mutter der Barmherzigkeit, Maria. Das ist die erste, inständige Bitte, die Wir an die Himmelskönigin richten, deren Lobpreis und Ehre zu mehren Wir die große Freude hatten.

Böse Geister treiben ihr Unwesen

Die Gläubigen unserer Tage würden aber hinter der Tugend der Vorfahren zurückbleiben, wenn sie nicht durch jene Milderung des althergebrachten Fastengebotes ausgleichen würden; denn mehr als einer der bösen Geister treiben heutzutage ihr Unwesen, die, wie der göttliche Meister sagt, nur durch Gebet und Fasten ausgetrieben werden können (vgl. Mt. 17,20), weshalb die geistige Hinopferung seiner selbst höchst notwendig ist, um so viele Übel sittlicher und sozialer Art zu überwinden und zu besiegen. Dieser Ausgleich geschieht auch schon. Was nämlich die Taten der Mildtätigkeit angeht, die nach dem letzten Weltkrieg und während des Krieges selbst geleistet wurden, gestehen Wir zu Unserem nicht geringen Trost: die Freigebigkeit der Katholiken war so groß, daß sie kein Vergleich mit irgend einem Beispiel der Wohltätigkeit vergangener Zeiten zu scheuen braucht.

Maßlose Vergnügen

Wir können aber nicht die Worte "Vergnügen und Genüsse" in den Mund nehmen, ohne daß wir schmerzlich den in unerträglicher Weise wachsenden luxuriösen Aufwand beklagen, der dem Elend und der Not vieler anderer so scharf widerspricht. Luxus und Vergnügungssucht sind die Folgen einer Lebensauffassung und Lebensführung, die vom Materialismus durchsetzt ist, und sie rufen entsprechende Sitten hervor. Könnte es denn anders sein? Wenn der Mensch das Bewußtsein der eigenen Würde verliert, wenn er das Maß und Gleichgewicht im Handeln vernachläßigt, wenn das Geistige, das Übernatürliche und Ewige nicht beachtet, geschweige denn als wahre Quelle des Glücks geschätzt wird, dann nehmen Habsucht und zügellose Gier nach den irdischen Gütern überhand, und statt der Ehrfurcht vor dem Namen und der Majestät Gottes werden die mechanischen Künste und die stumpfe und blinde Gewalt verehrt.

Wie eine Pest

Wir glauben auch richtig zu sehen, wenn Wir bei der Betrachtung der Unordnung, die Ehe und Familie weithin und tiefgehend zerstörte, der Ansicht sind, daß sie die moderne menschliche Gesellschaft wie eine Pest vergiftet und die Seelen verdirbt. Wenn auch über die theoretische und praktische Seite dieser Frage viel geschrieben worden ist, so nimmt das Übel doch immer mehr zu und verschlimmert sich. Es ist das auch kaum anders möglich, da man zur Heilung der Wunde die Ehe vom göttlichen Gesetz trennt, das die menschliche Natur überall verkündet und die Lehre der Kirche in gleicher Weise vertritt.

Der schmutzige Strom

Es ist unmöglich den schmutzigen Strom der Bücher, Hefte, Artikel und Zeitungen aller Art zu beschreiben, die durch Wort und durch Bilder, die jeden Ernstes und jeder Ehrfurcht bar sind, das gesuchte Urteil des Volkes und den rechten Sinn der Menschen verderben.

Wir lehnen es ab und verwerfen es, daß sich außer den sittlichen guten und ernstgemeinten Bemühungen und über sie hinaus, unter dem verlogenen Vorwand der Belehrung, eine armselige Literatur breitmacht, die in den ungebildeten und unwissenden Lesern krankhafte Reize hervorruft und unter dem Schein der Wissenschaft die bösen Anreize der Verführung beschönigt. Es ist also ein Verderben für die Kirche und den Staat, wenn Menschen, die für andere verantwortlich sind, im Wort oder Leben gewohnheitsmäßig und absichtlich zur Verletzung der Gesetze Gottes in der Ehe schweigen, die unter allen Umständen immer ihre Kraft behalten. Entschuldigungen sucht man immer wieder in der Not, in der Bedürftigkeit, die für Ehe und Familie einen harten Stand zur Folge haben.

In herzlicher Vaterliebe bedauern wir diese Verhältnisse und be trauern sie-. Aber sie geben kein Recht, von der unveränderlichen und festen Gottesordnung abzuweichen.

Maria — hilf!

Wo Ehe und Familie in der Gefahr einer so ungünstigen und widerwärtigen Lage sind, daß kaum noch eine Hoffnung bleibt, möge Maria in mächtiger Fürsprache Gott den Schöpfer und Erlöser bitten, daß die Menschen zur Hochachtung vor der erhabenen Auffassung der Ehe zurückkehren, die Er selbst beabsichtigte und grundlegte, daß auch alle Kinder der Kirche stets und nur unter sich unter dem Segen des Sakramentes dies Ehebündnis schließen und durch ihre reine Vereinigung wie in einem heiligen Bild die wunderbare Vereinigung Christi und der Kirche darstellen.

Wo aber in christlicher Zucht die reine Ehe blüht, da blüht in gleicher Weise mehr und mehr die Jungfräulichkeit, die ihre Kraft aus der Liebe Christi empfängt. Wir bitten Euch, ermahnt euren Klerus, diese Lebensform, die die Menschen den Engeln ähnlich macht, hochzuachten, sie in Gottesfurcht zu pflegen und auch andere auf diesen vornehmen Tugendweg zu führen, besonders das weibliche Geschlecht, da die Kirche großen Schaden leidet, wenn die Hilfe nachläßt, die Frauen im Apostolat leisten. –

Hitler war sein Pate

Damals versuchten die Braunhemden "die Einflußmöglichkeit der Kirche restlos zu beseitigen", wie sich Reichsleiter Bormann — Hitlers rechte Hand — ausdrückte. Heute sind es die Roten.

Reichsleiter Bormann erzog natürlich auch seinen ältesten Sohn, dessen Pate der "Führer" war, in Gottlosigkeit und Nationalsozialismus auf. Jeder christliche Einfluß auf ihn wurde ferngehalten und mit 15 Jahren — als der Krieg zu Ende ging — steckte er in der Schule für die Elite des Parteinachwuchses. Man schickte die Schüler vom Brenner nach Hause.

Unterwegs erfuhr der Junge vom Tode Hitlers. Er verfällt für kurze Zeit auf den Gedanken, sich das Leben zu nehmen. Doch dann schließt er sich einem SS-Komando an, muß aber schließlich körperlich erschöpft in einem österreichischen Dorf zurückbleiben.

Niemand kennt ihn, er gibt sich als Vollwaise aus. Bauern nehmen sich seiner an, er bleibt als Hüterjunge bei ihnen. An langen Regentagen und Winterabenden fängt er an, Bauernkalender, neue Zeitungen und die Biblische Geschichte zu lesen. Eines Tages besucht ein Geistlicher seinen Bauern und erzählt dabei auch von den Leiden eines Mitbruders im KZ. Zuerst glaubt ihm der junge Bormann nicht. Doch dann fühlt er sich von der Ruhe und inneren Sicherheit des Priesters, der den elternlosen Jungen zu trösten sucht, angesprochen. Vielleicht, so denkt er, war es nicht recht, die Gläubigen zu vertilgen. Haben ihn diese gläubigen Bauern nicht selbstlos aufgenommen? Er lacht nicht mehr über die Katholiken und ihren Glauben. Aber er hält nach wie vor die Biblische Geschichte für ein Märchen.

Im Winter 1946/47 bringt eine Sennerin Schriften aus der Dorfkirche heim. Darunter ist auch ein Brief des Pfarrers an die jungen Burschen "Auf der Kegelbahn des Lebens". Am Ende dieses nüchtern und offen geschriebenen Blattes steht die Mahnung: "Betrüge Dich nicht selbst!" Das gibt ihm den eigentlichen und letzten Anstoß.

Am folgenden Sonntag geht er drei Stunden weit zum nächsten Wallfahrtsort, klingelt am Pfarrhaus und bittet um Unterricht. Am ersten Maisonntag des Jahres 1947 wird Bormanns Sohn in die katholische Kirche aufgenommen; zum erstenmal in seinem Leben beichtet er und empfängt die hl. Kommunion. Noch im selben Jahr faßt er den Entschluß, Priester zu werden.

Im Sommer des Jahres 1958 wird nun Frater Martin Bormann, Sohn des ehemaligen Reichsleiters Bormann, Patenkind des "Führers", zum Priester geweiht werden. –

"Mann in der Zeit"

Der deutsche Michel

von **Franz Schröghamer Heimdal**

Eigentlich hieß er Weber-Xaver, aber die Dorfleute nannten ihn von jeher nur den deutschen Michel. — Niemand wußte, wer ihm diesen Beinamen gegeben, der ihm von Kindesbeinen an bis zu der Zeit verblieb, da er den Leuten aus den Augen und damit auch aus dem Sinne kam.

Der deutsche Michel war eines Kleinbauern Sohn, der Älteste von vielen Geschwistern, überaus gutmütig und gefällig, stets ein heiteres Lächeln um den breiten, zahnblitzenden Mund. Wäre er bösartigen Gemütes gewesen, so hätten wir ihn alle fürchten müssen, denn er war schon als Kind von herkulischer Gestalt und einer Kraft, die ihn schreckhaft gemacht hätte, wenn er sie gegen etwaige Feinde ausgenützt hätte.

Aber der deutsche Michel hatte keinen Feind, es sei denn die Schule und was damit zusammenhing.

Aber auch dieser Feind ließ ihn gleichmütig und gelassen. Ich wäre vor Scham und Schande in den Boden gesunken, wenn ich in der Schule das hätte erleben müssen, wie der deutsche Michel, über dem die Wissenschaft wie ein grausames, schicksalmäßiges Verhängnis schwebte.

Die erste Schulprüfung kam.

Sie brachte hohe Herrn ins Dorf: den Bezirksamtmann und den Schulinspektor.

So oft an den deutschen Michel eine Frage gestellt wurde, lächelte er nur statt einer Antwort.

Und so kam es, daß alles lächelte.

Der Bezirksamtmann lächelte.

Der Schulinspektor lächelte.

Der Bürgermeister lächelte.

Der Lehrer lächelte, hatte aber dabei einen roten Kopf. Denn der deutsche Michel wußte nicht einmal, wieviel eins und eins ist. Verlegen entschuldigte sich der Lehrer: "Ein sehr schwacher Schüler."

"Bleibt natürlich sitzen. Unterstufe . . ." sagte der Bezirksamtmann und lächelte.

Der deutsche Michel setzte sich lächelnd, zog ein Stück Brot aus seinem Schulranzen und begann zu essen.

Die Herren lächelten wieder.

Und der Schulinspektor sprach wie aus tiefer Erfahrung heraus: "Ich sehe es voraus, daß dieser Schüler niemals in die Oberstufe aufsteigen wird. Er wird ewig in der Unterstufe bleiben. Sie werden noch Ihr Kreuz mit ihm bekommen, Herr Lehrer . . ."

Der Lehrer verneigte sich vor dem Gestrengen und atmete auf, daß doch ihm die Unwissenheit des deutschen Michel nicht zur Last gelegt würde.

"Er wird als ABC-Schütze aus der Schule kommen. Verlassen Sie sich drauf, Herr Lehrer", betonte der gestrenge Schulinspektor nochmals.

Mir tat der deutsche Michel furchtbar leid. Und er merkte sein Elend gar nicht. Gelassen saß er da und aß sein Stück Schwarzbrot.

Niemand wehrte es ihm.

Es war wie eine Henkersmahlzeit vor dem geweissagten ewigen Sitzenbleiben in der Unterstufe, in der untersten Unterstufe, bei den ABC-Sshützen.

*

Der Schulinspektor hatte richtig geweissagt.

Sooft eine Prüfung kam, lächelten die gestrengen Herren ihr hartes, bedeutsames Lächeln und taten wichtig den gewichtigen Spruch: "Der deutsche Michel bleibt wieder einmal sitzen."

Seine jüngeren Geschwister flitzten an ihm vorbei in die Oberstufe hinauf.

Den deutschen Michel ließ es kalt. Er war ohne jeden Ehrgeiz, wie es schien.

Sechsmal wiederholte sich der Spruch des Schulinspektors. Als ABC-Schütze kam der deutsche Michel aus der Werktagsschule. Er konnte notdürftig seinen Namen schreiben und bis zehn rechnen, auch ein weniges lesen. Aber dieses Wissen und Können des deutschen Michel, das ihm der Lehrer und seine jüngeren Geschwister in sieben langen Schuljahren mühselig beigebracht hatten, reichte niemals für den zweiten Kurs der Unterstufe, geschweige denn für die Oberstufe. Gleichmütig und gelassen, ohne die Spur einer Aufregung, verließ der deutsche Michel das Schulhaus.

Er war in den sieben Schuljahren so groß, breit und stark geworden, wie der größte Großknecht im Dorfe.

Es war seltsam, wie der ABC-Schütze, als der er die Schule verlassen hatte, auf dem Heimweg neben uns herschritt, uns alle um Haupteslänge überragend.

Was ihm an Geistesgaben versagt war, hatte sein Leibliches zugesetzt. Im übrigen war er der alte gutmütige, gelassene deutsche Michel geblieben, der sich über nichts aufregte, der keiner Laus ein Leid hätte tun können.

Sein Vater, dem er als gewaltiger Esser zu stark über die Schüssel hing, tat ihn gleich nach seiner Schulentlassung als Knecht zu einem kinderlosen Verwandten. Es war eine Lust, zu sehen, wie er da die Arbeit herpackte. Man sah, hier war der deutsche Michel ganz in seinem Element. Hier tat es dem ewigen ABC-Schützen keiner von uns gleich, auch die nicht, die mit lauter Einsern im Zeugnis die Oberstufe der Volksschule hinter sich gebracht hatten. Der deutsche Michel war der geborene Bauernknecht, von allen geachtet und bewundert wegen seiner Bärenkraft und Geschicklichkeit im Bauernwesen.

*

Um diese Zeit begab es sich, daß in seinem Heimatsdorfe ein Brand

ausbrach, der alsbald alle Firste in Feuer hüllte. Es war ein Großbrand, wie er im Waldland nie gesehen wurde. Aus weiter Ferne kamen die Feuerspritzen angerasselt und verzischten ihre Wasserstrahlen in das wabernde Glutmeer.

Sogar der Bezirksamtmann war gekommen und der Schulinspektor, um mit Rat und mit Hilfe einzuspringen. Die Brandleiter rannen wie rasend umher und zählten die Häupter ihrer Lieben.

Es fehlte ein Kind, das in einem Hause vergessen lag.

Niemand wagte, durch den Brandherd vorzudringen und das Kind dem Rachen des Feuertodes zu entreißen.

Auf einmal löst sich eine mächtige Gestalt aus dem Knäul der Wehrleute, wirft die Kleider von sich, stürzt sich in den nahegelegenen Wiesenweiher und saust, nur ein nasses Tuch um die Lenden, ins Flammengeprassel.

Bange Augenblicke — da kommt die Gestalt mit dem Kindelein in den Wickelkissen durch das schwellende Feuermeer zurück und legt die liebe Last den verzweifelten Eltern vor die Füße.

Jetzt erst erkennt man den Retter, der seine Brandgluten wieder im Weiher kühlt, und einer ruft es laut und begeistert:

"Das ist ja der deutsche Michel! Ein Vivat hoch, der deutsche Michel!"

"Vivat hoch!" braust es mit dem Flammengeprassel um die Wette.

Hunderte umdrängen den herrlichen Retter und drücken ihm die Hand.

Der Lehrer kommt herbei mit dem Bezirksamtmann und dem Schulinspektor.

Und wieder lächeln sie wie voreinst bei den Prüfungen, aber dieses Lächeln kommt jetzt aus Seelentiefen. Sie lupfen die Hüte vor dem Helden. Und der Schulinspektor sagt: "Deutscher Michel, hab Dank! Jetzt bist du in der Oberstufe! Der erste, der unvergleichlich Einzige in der Oberstufe! Das Leben hat dich bewährt. Was ist die Schule gegen das Leben?"

Der deutsche Michel hat nur eine Antwort: sein breites, gutmütiges, gelassenes Iächeln.

"Nicht der Rede wert!"

*

Der Brautleider, ein begüterter Mann, hat dem deutschen Michel tausend Mark gegeben für die Rettung seines Kindes aus Feuersnot.

Der deutsche Michel hat die tausend Mark ohne Ziererei und mit einem herzhaften Vergelts Gott angenommen und ist damit nach Amerika gefahren, weil die Rede ging, daß man im Lande des Dollar mit kräftigen Armen zehnmal soviel Geld verdiene wie daheim in dem kargen Waldgau.

Mit seiner Hände Arbeit wollte der deutsche Michel im fremden Lande soviel verdienen, daß er sich daheim ein Höflein kaufen konnte, ein Eigen für Lebenszeit.

So ist er nach Amerika gefahren.

Nie ist ein Brief von ihm in die Heimat gekommen, weil er ja nicht schreiben konnte, der deutsche Michel. Unterstufe. . . Aber von Zeit zu Zeit kam eine Geldanweisung an seinen Vater, der die Beihilfe des Sohnes wohl brauchen konnte.

Mir ist der deutsche Michel viele Jahre verschollen gewesen. Selbst in der Fremde habe ich von ihm nie mehr etwas gehört. Ich hätte ihn wohl ganz vergessen, den einstigen Jugendgenossen und Schulkameraden, wenn er sich nicht selber bei mir — nach vielen, vielen Jahren — in Erinnerung gebracht hätte.

Er muß wohl meinen Aufenthalt erfragt haben, denn eines Tages kam ein mächtiger Mann mit breitem Lachen und grundgütigen Augen zu mir, trat ins Wohnzimmer und ließ sich behaglich am Eßtisch nieder.

"Kennst mich noch?" blitzte es aus dem Gehege seiner prachtvollen Zähne, dabei wölbte er im Vorneigen gegen mich seinen walroßbreiten Rücken und nahm meine Rechte in seine Pranken, daß ich beinahe aufgeschrien hätte.

"Der Weber-Xaverl?" fragte ich.

"Der deutsche Michel", sagte er. "Well!"

"So grüß dich Gott tausendmal!"

"Well! Ich komme gerade aus Amerika. Brauchst du Geld? Ich habe sechstausend Dollar hier, in fünfundzwanzig Jahren drüben erspart. Jetzt kauf ich mir daheim einen Hof. Und schau zu meinen Leuten, wie's ihnen geht. Well! Daheim ist daheim!"

*

Nach etlichen Wochen kam der deutsche Michel wieder zu mir.

"Well! Ich muß noch mal hinüber!"

"Wieso? Ich dachte, du wolltest dir mit deinen sechstausend Dollar einen neuen Hof kaufen in der Heimat?"

"Das Geld ist schon alle. Meine Brüder, die alle auf notige Höfe geheiratet haben, können es besser brauchen als ich."

"Du hast ihnen die sechstausend Dollar geliehen?"

"Geschenkt! Sie könnten mir das Geld doch nicht zurückzahlen. Und ich kann's wieder verdienen."

Ich dachte an unsere Schulzeit. Der deutsche Michel, der in der untersten Stufe der Unterstufe aus der Schule gekommen war, schenkt seinen Brüdern, die die Oberstufe mit besten Zeugnissen hinter sich gebracht haben, sechstausend Dollar, um sie vor Vergantung zu retten.

"Deutscher Michel!", sage ich und mache ihm mit dem Zeigefinger das allbekannte Zeichen an die Stirn.

"Well! ich kann's wieder verdienen — und sie können es nicht."

Dabei stemmte er seine gewaltigen Arme vor sich wie zum Beweise, daß er keine Flausen machte.

"Wenn ich wieder sechstausend Dollar habe, dann kauf ich mir den Hof in der Heimat. Behüt dich Gott! Auf Wiedersehen!"

Jetzt ist er wieder drüben, der deutsche Michel.

Wenn's der Bezirksamtmann und der Schulinspektor wüßten, würden sie noch einmal sagen: "Deutscher Michel, du bist der Erste in der Oberstufe, der unvergleichlich Einzige! Und die Schule hat dich vom letzten Plätzlein der Unterstufe weg ins Leben geschickt. Was ist die Schule gegen das Leben?"

Und ich denke mir oft: Deutscher Michel, du wirst noch in eine ganz andere Oberstufe aufrücken!

Und Segeswünsche wandern dem Jugendgenossen nach über das weite Wasser. –

Die Verantwortung der westlichen Welt

von Dr. Marga Klompé

Die katholische Kirche zählt auf der ganzen Welt 464,2 Millionen Gläubige. Davon leben 224 Millionen in Europa. Dr. M. Klompe, Minister für Sozialwesen in Holland, berichtigte auf dem Weltkongress für das Laienapostolat die Meinung, dass Europa der christliche Kontinent sei, weil dort 49 Prozent der Katholiken der Welt wohnten. Die Zahl der Christen allein macht Europa nicht zum christlichen Kontinent. "Immer wieder", sagte Frau Dr. Klompe, "wurde ich in der UNO von Asiaten, Afrikanern, Hindus, Mohammedanern gefragt: 'Woran können wir erkennen, dass Europa christlich ist? Die Christen erkennen die Liebe als das höchste und wichtigste Gebot, aber ihre Gesellschaft ist hart und lieblos.' " Der Vorwurf ist bitter, und wir haben allen Grund, uns auf unsere christliche Verantwortung zu besinnen.

Wenn wir uns als europäische Laien über unsere Verantwortung klarwerden wollen, müssen wir vorausschicken, daß unsere Aufgabe eine doppelte ist. An erster Stelle müssen wir mit allen Kräften daran arbeiten, daß unsere europäische Gesellschaft so deutlich durch das Christentum geprägt ist, daß es unmöglich ist, sich vom Christentum ein verzerrtes Bild zu machen. Sodann müssen wir uns der europäischen Verantwortung als einer Verantwortung nicht ausschließlich von Katholiken bewußt werden, sondern wir haben als Glieder einer Gesellschaft, in der wir mit andersdenkenden Mitbürgern leben, daneben die Aufgabe, mit ihnen zusammen an der Gestaltung Europas zu arbeiten, und zwar im Geiste selbstloser Menschenliebe, die bewußt stets eine Offenbarung der Liebe Gottes ist . . .

. . . 15 Prozent der Weltbevölkerung beherrschen 85 Prozent des Welteinkommens, mehr als 60 Prozent der Weltbevölkerung ist unterernährt und mehr als 50 Prozent hungern. Das sind Gegensätze, die von Christen als ein großes Ärgernis empfunden werden müssen. Das Evangelium lehrt uns . . ., unsere Nächsten zu lieben. Sind die Millionen dieser fernen Kontinente wirklich unsere Nächsten? Sie waren es vielleicht nicht vor zwei bis drei Jahrhunderten, aber inzwischen hat sich die Welt in einem rasenden Tempo verändert . . . Die Not des andern, wo immer er auf der Erde wohnt, enthält für uns Christen die Pflicht zum Handeln, zur Linderung der Not. Die heute so aktuelle Hilfe für . . . die in der Entwicklung begriffenen Gebiete ist für uns darum nicht ein einfaches Manöver im Rahmen einer klugen politischen Strategie, sondern entspringt unserer Pflicht zur Nächstenliebe.

Auch auf kulturellem Gebiet ist vieles zu leisten . . . In zunehmendem Maße kommen Angehörige asiatischer and afrikanischer Völker nach Europa, um hier zu studieren. Was tun wir, um ihnen während dieser Zeit das Wesen des Christentums zu zeigen . . .? Nicht nur unsere Universitäten, auch unsere Häuser, unsere Familien, unsere Herzen müssen wir ihnen öffnen.

Daß die Christenheit gespalten ist, statt, wie es Christus wollte, eine Einheit zu bilden, muß uns ein Gegenstand ständiger Sorge und Besorgnis sein. Das ökumenische Gespräch unter den Christen in Gang zu bringen und lebendig zu erhalten, ist darum für Europa, wo diese Spaltung sich vollzog, eine schwere Verpflichtung.

Die Verpflichung, für den Frieden zu arbeiten war nie dringlicher als heute . . . Dem europäischen Christen obliegt eine besondere Aufgabe und Verantwortung. Die beiden Weltkriege fanden ihren Anlaß in Europa, und wiederum stoßen in Europa die beiden feindlichen Mächte am schärfsten aufeinander. Was können wir mehr tun, als beten, daß uns der Friede erhalten bleibe? Besinnen wir uns immer auf die Friedensworte des Heiligen Vaters, der uns auch eindringlich vor dem falschen Frieden einer irreführenden, unechten Koexistenz gewarnt hat . . . Innerhalb der freien Welt, also auch in Europa, müssen wir darauf achten, daß die friedliche Zusammenarbeit der Menschen guten Willens innerhalb eines Staates nicht leichtsinnig in Gefahr gebracht wird, sowohl auf politischem als sozialem Gebiet. Viel zu oft begegnet man der Meinung, daß dies eine Angelegenheit der Politik sei. Demgegenüber müssen wir als Christen immer dafür eintreten, daß der Friede nicht nur eine Sache der Politiker und der Generäle ist, sondern das Ziel unseres Handelns aus religiöser, aus christlicher Verpflichtung . . . In einer solchen Zeit kann der Christ sich nicht begnügen, nur seine Pflicht zu tun . . . er muß mit seiner ganzen Person sich einsetzen . . . dienen und lieben und nochmals dienen und lieben. –

Der geworbene Bräutigam

Eine Geschichte von Reimmichl

Die Helbig-Rosl war das einzige Kind des steinreichen Helbigbauers in Walgau und nebenbei eines der schönsten Mädchen der Gemeinde. Viel zu früh, just als die Rosl in ihr zwanzigstes Lebensjahr eintrat, starb der Vater und hinterließ der Tochter den ausgedehnten Hof samt einer ziemlich umfangreichen Bibliothek von Sparkassenbüchlein. Kaum ein halbes Jahr nach des Vaters Tod war die Rosl schon von einer Menge junger und älterer Bauernsöhne umschwärmt, die sich opferwillig und selbstlos erboten, ihr hausen zu helfen, sie zu unterstützen und zu schützen in allen Lagen ihres Lebens. Diese opfermutigen Anerbieten lehnte aber die Rosl allseitig dankend ab und erklärte, sie wäre mit ihrer Mutter Rat und Tat hinlänglich versorgt, und es mache ihr ein Vergnügen, ein paar Dutzend Jährlein ohne männliche Beihilfe zu hausen. Indes merkten schon nach einigen Monaten die zwei Weibsleut Mutter und Tochter —, daß eine feste, verläßliche Maneskraft auf dem Hofe durchaus notwendig sei. Da die Rosl das Heiraten verschworen hatte, dang die Mutter einen Knecht — den Santen-Lienhart —, der ihr von verschiedenen Seiten als tüchtig und brav empfohlen worden war, zum Haushalter und Schaffer auf den Hof.

Der Lienhart, obwohl er erst achtundzwanzig Jahre zählte, machte seinem Ruf alle Ehre. Er arbeitete wie eine Maschine, griff alles klug und geschickt an, verstand das Hausen und Wirtschaften aus dem Fundament, hielt mit den Dienstboten stramme Ordnung und war doch gegen alle freundlich. Seinen Lohn sparte er auf den Kreuzer zusammen, ins Wirtshaus ging er nicht viermal im Jahr, desto öfter sah man ihn in der Kirche und bei den Sakramenten. Ein unrechtes Wörtlein hörte man nie aus seinem Munde, umso lauter sang und pfiff er bei der Arbeit; denn er hatte ein vogelmunteres, frohes Gemüt. So konnte es nicht fehlen, daß die zwei Weibsleute — Mutter und Tochter — mit dem Schaffer äußerst zufrieden waren; merkten sie doch, wie unter seinem Zepter der Hof vortrefflich gedieh. Da der Lienhart auch nach außen ein schmucker Bursche war, faßte die Rosl allgemach zu ihm eine stille Neigung. — Auch dem Lienhart war es oft schon warm wenn er das Mädchen anschaute, doch unterdrückte er unerbittlich dieses Gefühlsregister in seinem Orgelkasten. Nicht im Traum hätte er es sich einfallen lassen, daß er, als Knecht, sich nur einen Gedanken auf die reiche Erbtochter machen dürfe. Insoweit spielte aber das tückische Register immer mit, daß der Lienhart eine ausnehmende Freundlichkeit gegen das Mädchen zeigte und jeden Wunsch, den er ihm von den Augen ablas, blitzschnell erfüllte.

Vier Jahre war der Lienhart auf dem Hof, da sagte die Mutter eines Tages zur Tochter, es wäre jetzt doch bald Zeit, daß sie ans Heiraten denke. Das Mädchen wurde anfangs glührot, es faßte sich aber bald und erklärte keck, heiraten möchte es wohl, wenn es den Rechten bekäme; Rechten gäbe

---

Schenke uns heilige Priester
Vater unser, der Du bist im Himmel . . . Damit Dein Name geheiligt werde; damit Du von allen Menschen erkannt und geliebt werdest . . .

Schenke uns heilige Priester
Damit uns Dein Reich zukomme . . . damit sich die Kirche auf der ganzen Erde ausbreite . . .

Schenke uns heilige Priester
Damit wir Deinen Willen erkennen und ihn zu erfüllen vermögen . . .

Schenke uns heilige Priester
Damit allen Menschen zu jeder Zeit das tägliche Brot, die heilige Eucharistie, nie ausgehe und sie es verstehen, davon Gebrauch zu machen . . .

Schenke uns heilige Priester
Damit uns im Bussgericht die Vergebung der Sünden zuteil werde . . . und damit überall die heilige Liebe und der Friede herrsche . . .

Schenke uns heilige Priester
Damit wir den Versuchungen, den Angriffen und den Verführungen des Teufels zu widerstehen vermögen.

Schenke uns heilige Priester
Damit wir von allem Uebel erlöst und von allem Guten erfüllt werden . . .

es aber nur einen, und das sei der Lienhart, anderen möge es überhaupt keinen. Die Mutter, die längst schon sich keinen anderen Schwiegersohn wünschte als den Lienhart, widersetzte sich aber scheinbar der Wahl und sagte, der Lienhart sei nur ein Knecht und nebenbei ein armer Teufel ohne jegliches Vermögen. Da ging das Mädchen in die Höhe wie ein Germkrapfen und stürmte, auf Geld und Sachen komme es nicht an, derlei Zeug hätten sie selbst mehr als genug, und nicht Rang oder Stand, sondern der Charakter mache den Mann. Da lachte die Mutter hellauf und versicherte, ihr wäre der Lienhart ganz recht, nur müsse die Tochter dazuschauen, daß sie ihn bekomme.

Nun hatte aber die Rosl auch ihren Stolz. Lieber als den Lienhart um's Heiraten zu fragen, hätte sie sich die Zunge an der Wurzel abgebissen. Sie verbot der Mutter auch jede Andeutung vor dem Lienhart, wie sie gesotten und gesinnt sei. — Der Lienhart müsse herwärts kommen und um ihre Hand bitten.

Von jetzt ab zeigten Mutter und Tochter dem Lienhart eine schier auffallende Freundlichkeit, sie ließen ihn Einblick in ihre Familien- und Vermögensverhältnisse nehmen und übertrugen ihm Vollmachten, wie sie nur einem Bauer zukommen.

Der Lienhart kannte sich nicht aus. Manchmal wollte ihm der Kopf mit dem Herzen, dann wieder das Herz mit dem Kopf davongehen; doch hielt er das Gefühl tapfer im Zaume. Von dem Ziel, das die zwei Weibsleute verfolgten, hatte er keine Ahnung. Nicht mit dem leisesten Gedanken im hintersten Herzwinkel drinnen dachte er an die Möglichkeit einer Heirat mit der Rosl. War ja der Abstand zwischen ihm und ihr größer als zwischen der Naggl burg in Hall und der Hofburg in Innsbruck. Und um seinem Herzregister einen Wind zuzuführen, benahm er sich jetzt sogar steifer und zurückhaltender gegenüber der Rosl. Darob schmollte das Mädchen ein wenig und zog oft einen krummen Mund, der wie ein Fragezeichen aussah; der Lienhart wußte aber keine Antwort darauf.

In dieser Zeit gingen die Mutter und die Tochter viel nach auswärts, teils auf Wallfahrten, teils in die Stadt. Die Dienstboten munkelten allerlei. Plötzlich wurde das Gerücht laut und nahm ganz bestimmte Formen an, die Helbigertochter sei soviel wie im Brautstande, sie heirate einen reichen Bauernsohn von Kerschach draußen. Dem Lienhart brummte der Kopf, als ob auf seinem Scheitel Einmal sagte er gelegentlich zur



Es steht ein graues Kirchlein
Im blühenden Grund allein.
Rings Wald und Wiesen sich breiten
Und Wellen vorübergleiten.
Viel Sonne auf Kreuz und Stein.
Am Sonntag hallt über die Hügel
Das helle Glockengeläut.
Dann ziehen auf taufrischen Wegen
Die Beter dem Kirchlein entgegen,
Das öffnet die Türen weit.
Und dicht im Kirchlein knien
Die Beter bei Licht und Klang.
Die Sorgen legen sie nieder.
Mit Gnaden kehren sie wieder
Heimwärts vom Kirchlein am Hang.

Stefanie Seubert

---

das tückische Register in seinem Innern stürmte so furchtbar, daß er fürchten mußte, das Herz gehe ihm zu Scherben. Was hat denn das pudelnärrische Herz? Ihm kann's ja gleich sein, ob die Rosl heiratet oder ledig bleibt. Es war ihm aber nichts weniger als gleich. Erbsen gedroschen würden, und alten Bäuerin:

"Wenn die Rosl heiraten tut, braucht ihr keinen Schaffer mehr, und ich bitt schön, daß ihr mir die Zeit ansagt, damit ich mir um einen andern Platz schauen kann."

"Das Platz suchen, Lienhart, kannst du dir ersparen," erwiderte die Frau mit voller Deutlichkeit; "ich meine, du fährst besser, wenn du dableibst, als wenn du davonlaufst."

Der Lienhart verstand auch diesen Wink nicht. Er sagte auf die Rede der Bäuerin nicht Gigg und nicht Gagg, sondern ging kopfschüttelnd weg. — In der nächsten Zeit machten die beiden Weibsleute allerhand Einkäufe, die untrüglich auf die Brautausstattung hinzielten. Nun tat aber auch der Lienhart seine Schritte, indem er ins Dorf hinaufging und sich zum Lichtmeßtermin als Großknecht verdingte. Als die Rosl hiervon Kunde erhielt, bekam sie einen dunkelroten Kopf und einen stummen Mund. Sie redete keine zehn Worte mehr mit dem Lienhart und wich ihm aus, wo sie nur konnte. Glaubte sie doch nichts anders, als daß sie ihm vollkommen gleichgültig sei, ja offensichtlich von ihm verschmäht werde. Trafen die beiden zufällig hin und wieder allein zusammen, prallten sie auseinander wie zwei Kegelkugeln, dabei schaute die Rosl krautsauer drein, der Lienhart aber machte ein Gesicht, als ob er auf der einen Seite Gerstenschleim, auf der andern Glaubersalz im Mund hätte. Die Rosl konnte ihren Stolz, der Lienhart seine Scheu nicht überwinden, und sie verstockten sich von Tag zu Tag mehr gegeneinander. Da trat die Bäuerin ins Mittel; fühlte sie doch, daß es höchste Zeit sei, Klarheit zu schaffen. Sie rief eines Tages den Schaffer in die Wohnstube und begann ohne Umschweife:

"Jetzt, Lienhart, sag aufrichtig, was ist mit dir? Du hast dich zum Welzhofer verdungen. Warum gehst

Dank eines Mannes

Ich muß in dem Gespräch mit meiner Frau über unsere großen Kinder, die uns viel Sorgen machen, eingeschlafen sein. Doch kann ich nicht lange geschlafen haben, denn ich bin plötzlich wieder hell wach und will meiner Frau den Gutenachtgruß sagen. Da sehe ich sie im Bett sitzen, den Kopf auf die gefalteten Hände gelegt. Sie betet. Dieses Bild der Mutter, die in ihrer Angst und Sorge in nächtlicher Stunde im Bett sitzt und still betet, hat mich tief erschüttert. Wie verarbeitet sind ihre Hände, sehe ich auf einmal. 23 Jahre gehen wir zusammen durchs Leben, und ich bin glücklich mit diesem lieben Gefährten durch alle Widrigkeiten und frohen Stunden des Lebens.

So wie meine Frau jetzt für die Kinder betet, so betete sie seit dem Tage unserer Hochzeit. Sie hat noch heute die Bereitschaft und Gläubigkeit des ersten Tages, der uns auch im Glauben zusammenführte. Wenn ich resignieren will, betet sie um so inniger mit einem unerschütterlichen Vertrauen. Ob die Männer deswegen eher der Resignation verfallen, weil sie in der Aktivität den Wert des Lebens sehen?

Als ich 14 Tage nach der Hochzeit von meiner Behörde in ein NS-Schulungslager geschickt wurde, machte meine Frau das Kreuzzeichen auf meine Stirn. Als die Kinder uns geschenkt wurden, betete sie mit ihnen, faltete die Händchen der Kleinen, kniete mit ihnen an der Krippe, schickte sie mit dem Zeichen des Kreuzes in die Schule. All diese Bilder treten vor meine Augen. Und ich kann es nicht fassen, daß die Kinder jetzt so oft gegen diese gute und schlichte Mutter auftreten: Der Sohn aus dem Hochmut des Geistes, er hat noch nicht erfahren, daß erst in der Demut vor dem wahren Wissen die Persönlichkeit wachsen kann; und die Tochter, die im Egoismus der Jugend es so oft an Liebenswürdigkeiten fehlen läßt, weiß noch nicht, wieviel Schmerzen der Mutter die Loslösung macht.

Das Gebet hat meiner Frau in den Bombennächten Kraft gegeben, während der Evakuierung in den Notjahren der Nachkriegszeit und in den Wirren der Reifezeit der Kinder. Das Gebet ist bis auf den heutigen Tag eine lebendige Kraftquelle für sie geblieben.

Sie darf es nicht erfahren, daß ich diese Zeilen schreibe, aber ich meine, man müßte doch einmal aussprechen, wie glücklich das Gebet der Frau den Mann machen kann und wieviel Kraft es den Kindern schenkt. – "Frau und Mutter"

Die Sünde kann verziehen werden. Die durch die Sünde gestörte Ordnung kann wiederhergestellt werden. Ein Geständnis, ein Akt der Reue. Eilen wir in die Arme der Barmherzigkeit.

Das Leid hat einen Sinn, es bekommt für den einen Wert, der es als Sühne, als Lösegeld für die Sünde annimmt, der es in Liebe umpfängt.

Herr Gott, so sehr hast Du mich geliebt.

Durch Deine Gnade will ich Dich auch so lieben.

Hier auf Erden zerstört die Liebe die Hoffnung nicht. Wir wissen, daß auf Karfreitag Ostern folgt, daß der Tod die Auferstehung erheischt, daß das Leid Keim der Herrlichkeit ist. Christus, der vom Tode auferstanden ist, stirbt nicht mehr.

Kardinal Saliège

du fort von uns?"

"Ich gehe nicht gern, aber ich muß," erwiderte halb störrisch, halb weich der Schaffer.

"Stimmt's dir nicht mehr bei uns? Ist dir ein Unrecht geschehen? Hat dich jemand beleidigt- Vielleicht die Rosl?"

"Um Gotteswillen nein, nein, nein! Die Rosl ist das netteste und feinste Madl auf Gottes Erdboden. Ich wünsch ihr, daß sie glücklich wird mit der Heirat — keinem Menschen wünsch ich soviel Glück wie ihr. Wenn sie's nicht gut trifft, tät sie mir furchtbar erbarmen."

"Uns tut's leid, daß du fortgehst — und gerade jetzt, wo wir dich am notwendigsten brauchen."

"Ihr braucht mich nicht mehr, wenn die Rosl heiratet. Und das könnt ihr mir glauben, daß mich das Wandern furchtbar ansieht; aber es ist einmal so auf der Welt, der eine muß gehen, und ein anderer kommt. Mir wird recht zeitlang sein, wenn ich nicht mehr da bin; ich fürcht alleweil, die Rosl trifft's nicht gut. Babababah, was red ich da für dummes Zeug! Sie wird's schon treffen. Ich wünsch ihr Glück."

Stoßweise kollerten die Worte aus seinem Munde wie das Wasser aus einem halbverstopften Brunnen, seine Mundwinkel zuckten schmerzlich, und eigenartig flakkerten seine Augen.

Die Bäuerin aber kannte sich jetzt aus, wie es mit dem Lienhart stand. Hatte er doch den Uhrkasten seines Herzens so weit aufgemacht, daß man den Kuckuck darin sehen konnte, und dieser Kukkuck war unleugbar die Rosl. Nun faßte die Bäuerin das Ding von der spaßhaften Seite.

"Mit der Heirat hat es noch einen weiten Weg," bemerkte sie listig; "vielleicht wird überhaupt nichts daraus."

Nichts daraus werden? Wie geht das zu? Habt ihr's nicht richtig?" fragte der Lienhart stürmisch, und seine Augen leuchteten heller.

"Ganz richtig war es nie, und neuestens macht der Bräutigam Schwierigkeiten."

"Schwierigkeiten macht er? Der Windbeutel, der Palmesel! Was verlangt er denn?"

"Nichts verlangt er, gar nichts. Aber er tut auch nichts dergleichen, als ob ihm viel an der Rosl gelegen wäre, und das Heiraten scheint ihm wenig zu pressieren."

"Dann soll sie ihm nur über neunundneunzig Zäune hinaus den Laufpaß geben — dem Teigaff! Für so einen Lümmel, so einen Patzenlippl ist die Rosl schade. Sie bekommt schon einen andern, wenn's sein muß, einen besseren — hundert bekommt sie für einen."

Die Bäuerin lachte vergnügt. Dann ließ sie sich wieder vernehmen:

"Aber die Rosl verteift sich einzig auf den, sie mag keinen andern, sie ist vernarrt in den Menschen."

"Das wird nicht sein! Soweit ich die Rosl kenne, ist sie doch ein grundgescheites Mädchen," sagte kopfschüttelnd der Lienhart, und wiederum huschte eine Wolke über das Gesicht.

Das Gespräch wurde unterbrochen durch eine Magd, die eine große, volle Muspfanne für das Mittagessen zur Tür hereinbrachte. Die Bäuerin bedeutete der Magd, daß sie das Mus auf die Ofenbank stellen und mit dem Essenrufen noch ein bißchen warten möge. — Nachdem die Magd fort war, begann die Frau wieder, heimtükkisch seufzend:

"Ein wahres Kreuz hab ich mit der Rosl. Sie bildet sich den Menschen ein, und er tut keinen Rührer."

"So ein Hornochs!" begehrte der Lienhart auf. "Sie soll ihm doch einmal gründlich die Meinung sagen."

"Das tut sie nicht. Es käme ja heraus, als wollt sie ihn zum Heiraten drängen. Dafür ist sie zu stolz."

"Und sie hat Grund, stolz zu sein. Was ist denn aber Besonderes an dem Menschen, daß sich die Rosl so in ihn verstockt? Ah, jetzt geht mir ein Seifensieder auf — es wird ein Herrischer sein, ein Studierter."

"Nein, er gehört dem Bauernstande an und trägt ganz dasselbe Gewandl wie du."

"Also auf der Brennsuppe dahergeschwommen. . . . Ist er reich? Hat er einen Haufen Geld?"

"Ein paar hundert Gulden wird er schon haben, vielleicht tausend, mehr gewiß nicht."

"Also ein Bettelgraf, ein Ritter von Habenichts, mit dem die Rosl keinen großen Staat machen wird."

"Auf's Geld schaut die Rosl am wenigsten; sie schaut auch nicht auf den Rang, sondern nur auf den Menschen."

"Was ist denn das nachher für ein Wundertier von einem Mann? Den möcht' ich kennen lernen:"

"Du kennst ihn gut."

"Ich kenn viele Menschen; aber den Kälberkopf kenn ich gewiß nicht."

"Er ist sogar nahe verwandt mit dir."

"Bäuerin, meine Verwandtschaft dürft Ihr nicht beleidigen. In meiner Verwandtschaft ist kein solcher Birnlümmel."

"Paß auf. — Er ist von deines Vaters — Vaters Sohn — ein Bub."

"Von — meines — Vaters — Vaters — Sohn — ein Bub," buchstabierte der Lienhart, indem er kalkweiß und krebsrot zugleich wurde; "wie soll der Mensch heißen?"

"Lienhart ist sein Name."

"Bäuerin, Ihr wollt mich pflanzen! Das geht mir zu hoch!"

"Vom pflanzen ist keine Rede. Die Sache stimmt aufs Haar."

"Dann wär ich der . . . der . . .? Die Rosl tät mich . . . mich . . .?

"Frag sie nur selber. Ich darf nichts sagen, sie hat mir's verboten."

" Ich, ich dürft die Rosl um's Heiraten bitten?"

"Jedenfalls du mußt sie bitten, die Rosl bittet dich nicht."

Wie von einer Sehne geschnellt fuhr der junge Mann in die Höhe, griff sich mit beiden Händen an den Kopf, trippelte närrisch in der Stube herum und brachte nichts

---

Die Welt geht zugrunde ohne Christus — wir zucken die Schulter?
Weh uns Christen, wenn wir die Frohbotschaft in den Kühlschrank einschliessen!
Weh uns Christen, wenn wir unser göttliches Licht unter den Scheffel stellen!
Weh uns Christen, wenn wir vergessen, dass wir das Salz der Erde sind!

anderes hervor als immer nur die Worte:

"Bäurin! Kathrin! Bäurin! — Rosl! Rosl!"

Dann hockte er, um sich ein bißchen zu fassen, auf der Ofenbank nieder und saß richtig mitten in die Muspfanne hinein.

"Ums Himmelswillen, Lienhart, schau doch! — Wo bist du? Was tust du?" schrie gellend die Bäuein.

Der Lienhart aber, ganz außer sich vor Überraschung und Aufregung, hörte nichts und merkte nichts und blieb bolzenfest in der Muspfanne sitzen. — Da stürzte die Rosl, die draußen vorbeigegangen war und den gellenden Schrei der Mutter vernommen hatte, zur Tür herein, fürchtend, es sei etwas Schlimmes passiert. Das Mädchen sah fragend Mutter und Schaffer an; als es aber den Lienhart so standhaft in der Muspfanne thronen sah, konnte es nicht mehr ernst bleiben, sondern brach in ein trillerndes Lachen aus. Der Lienhart hinwieder streckte ihm beide Hände entgegen und rief:

"Rosl, ich hab dich lieb. Wenn du die Meinige werden tätest, wär ich der glücklichste Mensch auf Gottes Erdboden. Leider bin ich nur ein armer Schlucker und ein geringer Knecht, aber kein Mensch hat dich lieber als ich. Du mußt mich halt nehmen, wie ich bin."

Im ersten Augenblick stutzte das Mädchen, dann ergriff es seine Rechte und zog ihn aus der Muspfanne heraus, indem es lachend sagte:

"Nehmen tu ich dich wohl; aber just so wie du heute da bist, nicht."

Jetzt merkte der Lienhart erst das ungeheure Malheuer.. Glühend vor Scham sprang er zur Tür hinaus und eilte in seine Kammer, einen weißen Streifen hinter sich herziehend.

Drei Wochen später war große Hochzeit. Dabei wurde unter anderem gereimt:

Im Rahm-Mus drinn' g'funden."
"Eine seubere Kost
Ist beim Helbiger unten,
Da haben sie ein' Bräutigam

Der Lienhart und die Rosl machten sich nichts aus dem Spaß, sie waren zu glücklich miteinander. –

Gott liebt die Dinge

von Romano Guardini

Es ist etwas aus dem innersten Herzen des christlichen Glaubens: daß Gott auch die Dinge liebt. Die Sonne, die Sterne, die Bäume, die endlichen Dinge alle. Sie alle, die stümm sind, und keine Seele haben, wie wir: Gott liebt sie, und liebt sie besonders.

Es ist sehr schön, auf Stellen in der Schrift zu achten, in denen das aufleuchtet. Im Beginn des Alten Testamentes, dort wo erzählt wird, wie Gott die Welt schafft, heißt es: "Und Er sah, daß es gut war." Ein Lächeln der Liebe Gottes geht da auf über der Schönheit seiner Geschöpfe. Und auch eine Verteidigung seiner Welt liegt in dem Wort. Als es geschrieben wurde, gab es Menschen, die sagten, die Welt sei böse, denn sie komme aus dem Bösen; böse Macht habe sie geschaffen. Da spricht der heilige Text: Nein; gut ist, was Gott geschaffen hat! "Und Gott sah alles, was Er gemacht, und siehe, es war gut!" Dann schlagen wir Blatt um Blatt des heiligen Buches um. Es spricht von der Sünde von der Verderbnis und dem Leid, das von der Sünde her in die Welt und die Dinge gekommen ist; vom Trug und der Verführung, die in ihnen liegt. Aber nie wird die Welt preisgegeben. Immer hält Gott sie in der Hand. Sie ist rein. Trotz aller Zerstörung trägt sie Gottes Spur und Bild in ihrer Ordnung und in den tausend Gestalten ihrer Dinge und Geschehnisse, und dem, der ihr fromm und mit geklärtem Herzen naht, redet sie von ihrem Schöpfer. Mit gütigem Blick schaut Jesus auf sie. In seinen Gleichnissen leben Blumen und Vögel, Acker und Weinberg. Er hat uns geoffenbart, daß in den Geschehnissen der Welt sich das große Geheimnis der Vorsehung des Vaters vollzieht, daß die Dinge dafür Gefäße sind, Werkzeuge; Boten und Weisungen an seine Kinder. In Dingen der Welt, Wasser der Taufe, im Brot und Wein des letzten Mahles, hat Er Quellen ewigen Lebens erspringen lassen. Paulus sagt, daß aus dem sichtbaren Sein der Dinge das Sein und Walten des unsichtbaren Gottes erschaut werden könne; und in tiefen Bildern kündet er vom Geheimnis der wartenden, nach der Wiedergeburt verlangenden Welt. Zeichen alles das; Zeichen dafür, daß Gott die Dinge werthält, daß Er sie liebt, sehr liebt. Dann aber leuchtet dieses Geheimnis hell auf im letzten Buch der Heiligen Schrift, in der Apokalypse. Da strömt die Herrlichkeit der Liebe Gottes durch alle Dinge. Am tiefsten in dem wunderbaren Wort vom "neuen Himmel und der Erde". Versunken wird da sein aller Schmerz, alle Bedrägnis, aller Haß; alles, "was vorher war" und von der Sünde kommt. Alles wird frei werden. Alles wird sich auftun. Alles wird verwandelt sein.

Die Auferstehung des Herrn — und was vorher auf dem Berge der Verherrlichung geschah — öffnet uns den glühenden, göttlichen Herzpunkt dieser Verwandlung. Der Leib des Herrn wurde verklärt, Ausdruck der inneren Herrlichkeit. Der verklärte Herr aber lebt. Er lebt und wirkt. Er zieht die Welt in sich. Er will sie zum einzigen großen Geheimnis seines geheimnisvollen, verklärten Leibes machen; die Menschen nicht nur, sondern auch alle Kreatur; auf daß so "unter Ihm als dem Haupte alles zusammengefaßt werde, was im Himmel und auf Erden und unter der Erde ist". Alle Schöpfung eine Einheit, von der Gewalt seines gottmenschlichen Lebens durchwirkt. Alles Leben! Alles Licht! Alles eine einzige Liebesschönheit!

Zwei Momente machen das Wesen des Martyriums aus: Kampf für Gott und seine Sache bis aufs Blut, aus dem Beweggrund der Liebe zu ihm.

Dr. Bernhard Bartmann

Markstein fuer jede Pfarrei

Die Gemeinde in den Tagen nach Ostern — Um ein neues christliches Beginnen

von Joseph Busch

Nachstehende Gedanken aus dem Trierer Bistumsblatt "Paulinus" sollten uns deutsche Katholiken in Canada zur Überlegung leiten. Der Katholik ist nicht nur einfach Mensch, er ist getaufter Mensch, und als solcher gehört er nicht nur der Welt an. Er gehört auch seiner Kirche an. In der Welt findet der Mensch weder Ruh noch Rast, solange er nicht Heimat hat im Schoße eigener Familie. Daß man sich auch in der großen Weltkirche verloren fühlen kann, weiß der Neueinwanderer nur zu genau. Er sehnt sich nach einem Winkel in dieser weltweiten Kirche, wo er sich daheim fühlt. Dieser Winkel ist die Pfarrkirche. Dem neueingewanderten deutschen Katholik die deutsche Pfarrkirche. Dort findet er, wonach er sucht: Den Gott des Wortes und den Gott des Sakramentes. Das Wort, wie Gott es dem Menschen von der Mutter her und ganz durchwebt von Vätersitte ins Herz gelegt, dieses Wort im Munde der Kirche, des Priesters, des Sängers und Beters, führt hin zum Gott des Sakramentes. Halten wir zur Pfarrkirche und zur Pfarrgemeinschaft! Sonst bleiben wir wirklich "in der Fremde!"

Die Tage nach Ostern sind Marksteine im Leben einer jeden Pfarrei. Die Grenzen des Reiches Gottes wurden neu gezogen. Hier wurden sie vorgeschoben, dort sind sie geschrumpft. Nun wissen wir, ob das religiöse Niveau gestiegen ist oder ob in unseren Pfarreien der Glaube, das kirchliche Leben und die religiöse Praxis im Zeichen des Verfalls und des Niederganges stehen. Große Entscheidungen sind gefallen, die bis in die Ewigkeit hineinragen. Gewaltige Verschiebungen und Umgruppierungen haben sich im geistigen Raum der kirchlichen Gemeinden vollzogen.

Tote Seelen haben Auferstehung gefeiert. Andere sind wie dürres Holz vom Baum der Kirche gefallen. Viele haben sich in verbissener Verblendung noch tiefer eingegraben in ihre Skepsis, ihren Unglauben, ihre Verhärtung. Zu viele haben rein mechanisch die Verordnungen der Kirche erfüllt; mit der großen Masse sind sie in den Beichtstuhl und an die Kommunionbank geschleust worden. Aber eine wirkliche, innere Begegnung mit Christus hat nicht stattgefunden. Sie haben kein neues Verhältnis zu Christus geschaffen, kein neues Verhältnis zur Kirche, kein neues Verhältnis zu der Gemeinschaft derer, die mit ihnen die christliche Pfarrei bilden. Kein neues Verhältnis zu denen, die keine Ostern hielten.

Aber darum ging es doch eigentlich bei der Erfüllung der Osterpflicht: Um ein neues Ostern! Um ein neues christliches Beginnen. Um einen neuen christlichen Frühling.

In der Natur beginnt der Frühling am 21. März. Was würde geschehen,, wenn nach dem ersten Augenaufschlag der Natur der unerbittliche Winter wieder einsetzen würde? Es würde Hunger, Elend, Verarmung bedeuten und zu einer Weltkatastrophe führen. Es wäre aber auch im Reiche Gottes eine Katastrophe, wenn das neue österliche Leben wieder erstarren, vergehen und verderben würde: wenn der göttliche Kraftstrom unterbunden würde und die Gnade wieder der Sünde und dem Tode wiche.

Wir stehen nicht mehr fest genug zusammen

Denn die Rasse der Wölfe ist nicht degeneriert. Sie ist heute gefährlicher als früher. Wir dürfen nicht mit ihnen spielen wollen, sonst sind wir die Betrogenen. Wir stehen nicht mehr fest genug zusammen. Wir sind oft ohne feste Ordnung, Schönheit und Harmonie. Viele von uns haben den festen Ring zerbrochen, der sie mit Christus und mit den Menschen des gleichen Glaubens und der gleichen Kirche verband. Viele lassen sich lieber von Henkerknüppeln treiben als vom Hirtenstab des Herrn führen. Man kennt keine Gefahren mehr. Man kennt keine verbotenen Früchte mehr. Man trinkt aus allen Bechern der Lust und Leidenschaft.

Kein Wunder, daß viele Pfarreien sich immer mehr auflösen, von Tag zu Tag mehr an den Vergiftungserscheinungen der großen Welt leiden, innerlich zerfallen und der Stunde entgegendösen, da das Herrenwort über sie ausgesprochen werden muß als ein göttliches Gericht: "Du hast noch den Namen, daß du lebst, aber deine Werke sind tot."

Wie manche Pfarrer sehen nur mehr sonntags einen kleinen Teil ihrer Pfarrkinder um Altar und Kanzel versammelt. Kämen einmal wieder alle, so könnten sie ruhig die Predigt halten, die Bernanos den Pfarrer von Fenouille vor seiner Gemeinde halten läßt:

"Was wollt ihr? Was wollt ihr heute morgen in der Kirche? Was wollt ihr von eurem Pfarrer? Gebete für die Toten? Aber ohne euch vermag ich nichts. Ich vermag nichts ohne meine Gemeinde und ich habe keine Gemeinde mehr. Es gibt keine Gemeinde mehr, meine Brüder . . . Ein Dorf und ein Pfarrer, das ist keine Pfarrei. — Was bin ich denn noch unter euch? Ein Herz, das außerhalb des Leibes schlägt — habt ihr schon so etwas gesehen, ihr? Nun wohl, meine Freunde, dieses Herz bin ich. Ein Herz ist, wie ihr wißt, wie eine Pumpe, die das Blut ansaugt. Ich schlage, solang ich schlagen kann, aber das Blut kommt nicht mehr, das Herz saugt nichts ein und stößt nichts aus als Wind. . . .

Hört, wahrhaftig, als ich mich umwandte, um euch die Hilfe und die Kraft des Herrn zu wünschen, das Dominus vobiscum, ist mir der Gedanke gekommen — nein, so einfach kann ich es nicht sagen —,

da ist wie ein Blitz der Gedanke in mich gefahren, daß es unsere Gemeinde gar nicht mehr gibt, daß gar keine Gemeinde mehr da ist. — O natürlich, der Name der Pfarrei ist noch immer in die Verzeichnisse der Bischöflichen Kanzlei eingetragen, und dennoch gibt es keine Gemeinde mehr.

Leider, meine Freunde, wird auch das übernatürliche Leben, das Leben der Seelen, der armen Seelen, nicht gelebt ohne viel, sehr viel Kehricht. Da ist das Laster, da ist die Sünde. Wenn Gott unsern Sinnen die unsichtbare Welt erschlösse, wer von uns stürbe nicht auf der Stelle — ja, ich sage: stürbe — beim Anblick — schon beim Anblick der abscheulichen, der schändlichen Wucherung des Bösen? Es gelingt uns kaum, allen zusammen und mit gemeinsamen Kräften, meine Freunde, dieses Übels Herr zu werden. Gott hat das erlaubt. Darum hat er die Kirche gegründet. Und die Pfarrei ist eine kleine Kirche in der großen. Es gibt keine Pfarrei ohne die große Kirche. Aber wenn die letzte Gemeinde umgekommen wäre, um einmal das Unmögliche anzunehmen, dann gäbe es keine Kirche mehr, weder eine große noch eine kleine, nichts mehr. — Satan hätte sein Volk heimgesucht."

Haben wir noch das Bewußtsein dieser Zusammenhänge? Wissen wir noch, daß wir Teile eines Ganzen sind? Teil der Kirche? Teil der Pfarrei? Daß wir dem Ganzen verpflichtet sind? Daß die Lebenskraft der Pfarrei abhängt von unserer persönlichen Frömmigkeit, Gläubigkeit, Kirchlichkeit und Religiosität? Daß jede Sünde, jede Halbheit, jeder Kompromiß mit dem Zeitgeist, jedes Einspännertum ein Attentat auf die ganze Pfarrei ist? Daß wir Glieder Christi und Glieder untereinander sind und jedes kranke Glied die Gesundheit des ganzen Organismus gefährdet?

Wie kann eine Gemeinde gesund bleiben, wenn ein großer Teil der Gläubigen verseucht ist und nicht mehr das Leben lebt, das er leben müßte? Man spricht vom großen Sündenfall der Arbeiterwelt, die Christus vielfach verlassen hat und sich von Mietlingen, denen es im Grund nur um Fleisch und Wolle gehen kann, dirigieren und führen läßt. Viele Arbeiterpfarreien sind in Auflösung. Was man noch Pfarrei nennt, ist ein Herz, das keinen Leib mehr hat.

Aber die Bauernpfarreien sind auf dem selben Todesweg. Sie zehren noch aus alten, gläubigen Reserven. Doch die Jugend strebt aus der Kirche, bricht mit gläubigen Traditionen, läßt sich massenweise verführen vom Ungeist der Zeit. Unglaube und Unmoral haben sich ins Dorfleben eingenistet wie Ratten in altes Scheunengemäuer.

Lebendiges Christsein

Vor der rettenden und rufenden Gestalt Christi wollen wir die Gefahr und die Belastung der Stunde erkennen. Wir haben Ostern gehalten. Wir wollen in der Gnade bleiben, in der Verbundenheit mit Christus, seiner Kirche und der Gemeinschaft der Pfarrfamilie. Wir wollen eine lebendige Zelle sein im Organismus der Pfarrei. Keine Belastung. Keine zehrende Krankheit. Kein Seuchenherd, der das Gesunde bedroht und gefährdet. Wir wollen uns dem Ganzen verpflichtet fühlen. Vor allem jenen Gliedern, die krank sind. Die in Gefahr sind, ganz abzusterben. Wir wollen sie retten durch unser lebendiges Christsein, durch unsere apostolische Gesinnung.

Ein Pfarrer und ein Dorf — das ist keine Pfarrei. Es geht um ein neues Ostern! Es geht um dich und um deine begeisterte Mithilfe an der Auferstehung deiner Pfarrei. Es geht darum, zu verhindern, daß Satan das Volk Gottes heimsuche! –

Von Wasser und Liebe

von Martha Solmar

Lin-Yu war sehr arm. Es gelang ihm kaum, das Notwendigste zu verdienen. Zwar hatte er viele Jahre lang studiert und besaß großes Wissen, doch vermochte er nicht, eine Anstellung zu finden. Meistens hatte er nur das Wasser, das Yün-Meng vom Brunnen holte, und etwas Reis. Oft fehlte auch dieser.

Lin-Yu hoffte. Er glaubte an sich und war überzeugt, durch Ausdauer und Geduld vorwärts zu kommen.

Yün-Meng aber war des Wartens müde. Sie bat ihren Gatten, sie freizugeben, damit sie eine andere Ehe schließen könnte.

Lin-Yu sah sie lange an und schwieg.

"Du müßtest nicht länger für mich sorgen", sagte Yün-Meng. "Das Wenige, das du mit mir teilen mußt, bliebe für dich allein."

Lin-Yu liebte seine Gattin sehr. Er konnte sich nicht entschließen, sich von ihr zu trennen.

Yün-Meng aber ließ nicht ab, um ihre Freiheit zu bitten. "Ich kann nicht länger warten, bis du endlich etwas erreichst. Willst du mich hindern, einen reichen Mann zu finden?"

Ihre Worte taten ihm weh. Doch willigte er schließlich in die Trennung ein.

Es gelang ihm bald darauf, zu Ansehen und Reichtum zu kommen. Er fand eine ausgezeichnete Stellung und konnte seinen Besitz durch eine günstige Erbschaft vergrößern.

Da kehrte Yün-Meng zurück und bat, er möge sie wieder als Gattin aufnehmen.

Lin-Yu sah sie lange an und schwieg.

"Ich bin noch immer arm", sagte Yün-Meng. "Es gelang mir nicht, einen reichen Gatten zu finden. Nimm mich wieder zu dir!"

Er hieß sie, Wasser aus dem Krug auf den Boden zu gießen. Yün-Meng erfüllte seinen Wunsch.

Nun befahl ihr Lin-Yu, das Wasser wieder zusammenzufassen.

"Wie soll ich das Wasser wieder aufnehmen", fragte Yün-Meng, "wenn ich es verschüttet habe?"

Lin-Yu nickte und ging.

Yün-Meng aber begriff, daß Verschüttetes sich nicht wieder sammeln läßt — nicht das Wasser und nicht die Liebe. –



Aus unseren Gemeinden

Battleford, Sask. – Am 11. Juni wird Sr. Exellenz Johannes Boekenfoehr O.M.I., Bischof von Kimberley, Südafrika, in unserem Oblaten-Priesterseminar zu Battleford den Diakon Robert Halbauer O.M.I. zum Priester weihen. Bischof Boekenfoehr O.M.I. und Bischof Franz J. Klein von Saskatoon, Sask., sind die zwei Oberhirten, die der deutsche Katholik der Prärieprovinzen der Kirche schenken konnte.

Bischof Boekenfoehr war von 1940 bis 1947 Provinzialoberer der St. Marienprovinz der deutschsprechenden Oblaten. Im Jahre 1947 wurde er nach Rom berufen, um dort das Amt eines Generalassistenten zu übernehmen. Im Frühjahr 1953, ein Jahr nach der Bischofsernennung des ebenfalls aus dem Westen Canadas stammenden Hochwürdigsten Herrn Franz J. Klein, erhielt der Oblatenpater und Generalassistent Johannes Boekenfoehr seine Ernennung zum Bischof und Oberhirten der Diözese Kimberley in Südafrika. Nach seiner Konsekration in Rom begab sich Bischof Boekenfoehr sofort nach Südafrika.

Nach über zehn Jahren verantwortungsvollster Arbeit in Rom und in seiner Diözese Kimberley kam der Hochw. Herr nun wieder in seine westcanadische Heimat. Zum ersten Mal können wir deutsche Katholiken ihn als Bischof begrüßen, hoffend, daß er recht lange unter uns verbleibe. Bischof Boekenfoehr macht eine Dienst- und Erholungsreise durch Canada. Da er sich erst vor kurzem einer schweren Operation unterziehen mußte, ist ihm diese Erholung vorgeschrieben worden.

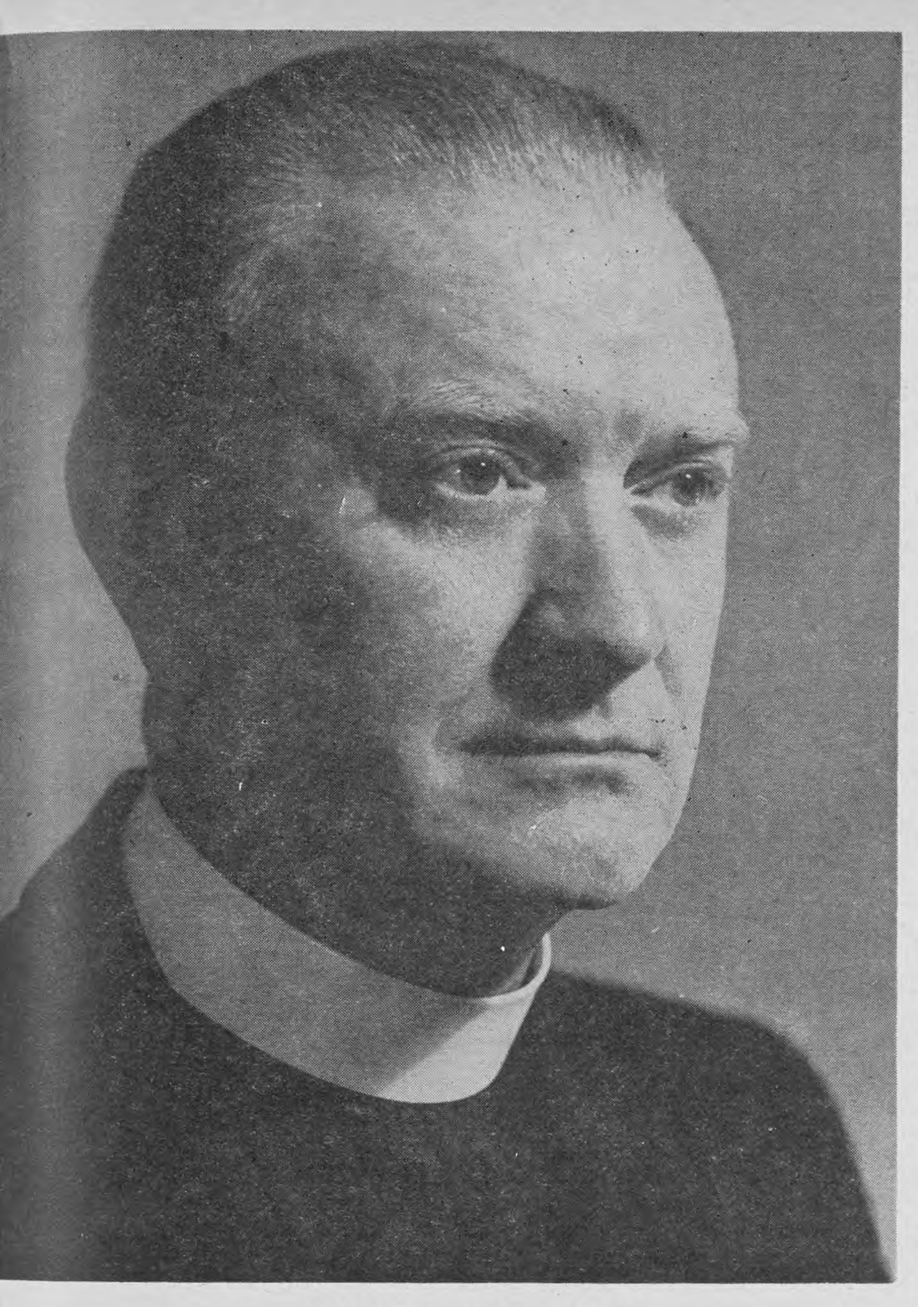
Bischof Boekenfoehr war im Jahre 1932 Mitbegründer unseres "Marienboten". Als einer der ersten Schriftleiter unseres Blattes, besonders jedoch als Provinzialoberer der mit deutscher Seelsorge betreuten canadischen Oblaten, hat sich Sr. Exellenz um das Werk der deutschen Seelsorge in Canada hochverdient machen können.

Es wäre zu wünschen, daß Sr. Exellenz Zeit fände, am diesjährigen Deutschen Katholikentag Ontarios teilnehmen zu können.

Wir begrüßen Bischof Boekenfoehr in seiner canadischen Heimat! Viele Freunde warten ungeduldig auf seinen Besuch. Mögen Christus und Maria ihn auf seiner Canada-Reise begleiten und ihm alles reichlichst segnen, was er hier in Canada dienstlich zu unternehmen hat.

Leipzig, Sask. – Am Sonntag nach Ostern beging der hochw. Pater Noah Warnke O.M.I. im Kreise vieler seiner priesterlichen Mitbrüder und seiner Gemeindekinder sein silbernes Priesterjubiläum. Sr. Exellenz Bischof Klein und Pater Joseph Simon O.M.I. waren die Festprediger. Beide, der Hochw. Bischof Klein und Pater Joseph Simon, stammen aus Sedley, Sask., dem Geburtsort des Jubilars.

Pater Noah Warnke O.M.I. hat lange Jahre in Hannover und Bremen, Deutschland, und in Winnipeg, Man. in Verbindung mit dem St. Raphaelsverein, Hamburg, für unsere Neueinwanderer gearbeitet. Wichtigste Arbeit konnte er somit für das deutsche Katholikentum Canadas tun. Im Namen der deutschen Katholiken Canadas wünschen wir dem um unsere Sache verdienstvollen Jubilar Gottes reichsten Segen — und ein herzliches Danke für alle geleistete Einwandererarbeit.



Pater Noah Warnke O.M.I.

Saskatoon, Sask. – In der Osternacht, während er das "Exultet" sang, brach der Seelsorger der Deutschen Saskatoons, Pater Gottlieb Fahlmann O.M.I., bewußtlos zusammen. Kurze Zeit darauf rief ihn der Herrgott in die Ewigkeit. Pater Fahlmann war vor 63 Jahren in Kronau, Sask., geboren. Im Jahre 1918 trat er den Oblaten der Unbefleckten Empfängnis bei. 1923 wurde er zum Priester geweiht. Pater Fahlmann wirkte 30 Jahre lang als Indianermissionar Britisch-Kolumbiens. 1953 kam er nach Saskatoon, um den dortigen deutschen Katholiken alle Hilfe zu geben, die er ihnen — als nicht mehr ganz gesunder Mann — bieten konnte. Die Leiche des verstorbenen Priesters wurde zurück nach Britisch Kolumbien genommen. Auf dem Oblatenfriedhof zu Mission City harrt er nun seiner ewigen Auferstehung entgegen. Got gebe ihm die ewige Ruhe und segne ihn mit ewigem Segen für alles, was er für uns tun konnte.

Saskatoon, Sask. – Am 31. Mai, am Fest Maria Königin, wurde das neue Exerzitienhaus der Oblaten, das "Maria Königin Haus", von Sr. Exellenz Bischof Klein geweiht. Das Haus selbst wurde im Januar eröffnet. Seit Januar finden dort regelmäßig geschlossene Exerzitien statt.

Vancouver, B. C. – Am Guten-Hirten-Sonntag — zweiter Sonntag nach Ostern — konnte der Schriftleiter wieder einmal unsere deutsche Gemeinde von der Heiligen Familie zu Vancouver besuchen. Der Besuch war zwar nur kurz, es blieb jedoch Zeit genug, der Vancouver-Gemeinde die freundlichsten Grüße im Herrn aller unserer östlich vom Stillen Ozean gelegenen deutschen Gemeinden zu entbieten. Am dritten Sonntag nach Ostern gaben die Kolpingssöhne der Vancouver-Gemeinde das Lustspiel: "Die schöne Müllerin". Wir hoffen, daß uns allen bald ein Bericht über den Erfolg des Vancouver Theaterabends zukommt.

Pater Peter Riffel O.M.I., Pfarrer unserer Vancouver-Gemeinde, müht sich seit langem schon, so viele der Neueinwanderer als nur möglich in der Nähe der Heiligen-Familie-Kirche wohnhaft zu machen. Er sucht sich dadurch einen jeder Pfarrgemeinde so wichtigen Kern von Gläubigen zu schaffen.

Windsor, Ont. – Am 27. April gab die Jugend der St. Michaels-Gemeinde zu Windsor, Ont., das Bühnenstück: "Das Geheimnis der Zigeuner". Zwischen den Akten spielte das Jugendorchester der Gemeinde. — Am 1. Mai fand in Windsor eine Glaubenskundgebung der Katholiken Windsors statt. Es galt, katholisches Bekenntnis der Liebe und Treue zur Mutter des Herrn zu bekunden.

Toronto, St. Patricks-Gemeinde – Vom 16. bis 18. Mai hielt die St. Bonifatiusgruppe der St. Patricks-Gemeinde zu Toronto im Mary Lake Exerzitienhaus der Augustinerpatres ihre jährlichen geschlossenen Exerzitien. Gründer der seit elf Jahren regelmäßigen deutschen Exerzitien für die Männer von St. Patrick ist der Verleger der Wochenschrift "Der Courier", Herr W. J. Ehmann. Jedes Jahr im Mai macht nun die St. Bonifatiusgruppe der St. Patricks-Gemeinde ihre geschlossenen Exerzitien.

Aus der katholischen Welt

Rom, Zahlenbild unserer Kongregation — Im Januar 1958 zählte die Kongregation der Oblaten insgesamt 7078 Ordensmitglieder: 31 Erzbischöfe und Bischöfe, 4516 Patres, 1240 Brüder, 1291 Fratres. Der Zuwachs gegenüber dem Stand vom Januar 1957 beträgt 188, eine Zahl, die seit 1939 nicht mehr erreicht wurde. In den Kriegs- und ersten Nachkriegsjahren lag die jährliche Zuwachszahl durchschnittlich bei 55, von 1948 bis 1950 betrug sie 174, von 1950 bis 1956 durchschnittlich 136, im Jahre 1956/57 nur 23. In den Jahren von 1933 bis 1939 hatte der jährliche Zuwachs durchschnitt-201 betragen. Seit 1933 hat sich die Zahl der Oblaten in aller Welt beinahe verdoppelt.

Von den 4547 Oblatenbischöfen und Patres sind 1190 in Missionsgebieten tätig (26,17%). Am stärksten vertreten sind die Oblaten in Afrika (566 Patres, davon 413 in Südafrika). Es folgen Ceylon mit 216 und der hohe Norden Kanadas mit 215.

Garua, Erster Kameruner Oblatenpater — Am 8. Dezember 1957 konnte Bischof Yves Plumy O.M.I. von Garua (Kamerun) P. Alexis Atangana O.M.I. die hl. Priesterweihe spenden. P. Atangana ist der erste Oblatenpater aus Kamerun. Alle einheimischen Volksstämme Nordkameruns waren bei der Feier vertreten. Auch Protestanten und Mohammedaner fehlten nicht. Am Primiztag erhielt der Neupriester seine Bestimmung für die Mission von Lam, im Gebiet des Volksstammes der Guidar. Dort hat er 200 Christen zu betreuen und 900 Katechumenen auf die Taufe vorzubereiten. AROMI

Holland, Priesterberufe in Holland wachsen ständig — Infolge der ständig anwachsenden Zahl von Priesterberufen sind in Holland die Knabenkonvikte überfüllt. Das Knabenkonvikt des Erzbistums Utrecht, das 1935 für 330 Studenten erbaut wurde, zählt heute bereits über 390 Studenten. Im nächsten Jahr werden über 400 Studenten erwartet. Zur Unterbringung der Studenten, die nicht mehr in Konvikt wohnen können, ist ein Haus in der Nähe angekauft worden. Die Zahl der Katholiken im Erzbistum Utrecht ist von 400 000 im Jahre 1935 auf 650 000 in diesem Jahre angestiegen. Auch in den anderen holländischen Diözesen befinden sich die Zahlen der Gläubigen und Priesterberufe in ständigem Steigen, wenn auch die Priesterberufe im Verhältnis zur Gläubigenzahl noch zu niedrig liegen.

England, Gedenktafel für englische Martyrer — Als bemerkenswert bezeichneten englische Zeitungen die Tatsache, daß der anglikanische Erzbischof von Canterbury, Dr. Fisher, das Oberhaupt der Kirche von England, in London eine Gedenktafel für siebzehn Kartäusermönche segnete, die während der Reformation in England den Martyrertod starben, weil sie am katholischen Glauben festhielten. Der Gedenkstein ist auf Anregung der Stiftung des Kartäuser-Hospitals, der auch die englische Königin angehört, errichtet worden. Die Königin wohnte selbst der Einweihung der Gedenktafel bei. Das Kartäuserkloster in London bestand vor seiner Aufhebung in der englischen Reformation über 150 Jahre. 1535 waren der Prior des Klosters, John Hougthon, und sechzehn Mönche qualvoll zu Tode gemartert worden, weil sie sich weigerten, den Eid auf den englischen König als das Oberhaupt der Kirche abzulegen. Die Martyrer wurden von Papst Leo XIII. selig gesprochen. Das Kartäuserkloster in London wurde im 17. Jahrhundert von einem Privatmann aufgekauft, der ein Hospital und eine Schule in ihm einrichtete. Das Hospital und die Klosterkapelle bestehen heute noch. Die Gedenktafel zu Ehren der siebzehn Martyrer wurde an der erst kürzlich wiederentdeckten Stelle angebracht, an der sich ursprünglich der Altar befand.

Uganda, Versuchsfarmen in Uganda — Junge katholische Bauern in Holland sind von Bischof Ogez von Mbarara in Uganda (Afrika) eingeladen worden, Versuchsfarmen im Missionsgebiet von Uganda einzurichten. In einem Schreiben an die Vereinigung junger katholischer Bauern Hollands hat der Bischof vorgeschlagen, holländische Bauern für fünf Jahre nach Uganda zu schicken, damit sie die Eingeborenen in den Missionsgebieten mit der modernen Farmarbeit vertraut machen. Dies könne gleichzeitig, so schreibt Bischof Ogez, eine wertvolle Hilfe für die Missionsarbeit der Seelsorger sein und die jungen Neger vor sittlichen und anderen Gefahren bewahren.

China, Kommunisten ließen "Bischof" wählen. — Durch abgefallene Geistliche ließen rotchinesische Kommunisten in Kanton einen neuen "Bischof" als "Nachfolger" des verhafteten Apostolischen Administrators von Kanton, Bischof Dominik Tang SJ, "wählen". Dem Bericht einer in Hongkong erscheinenden kommunistischen Zeitung zufolge wurde von 24 Priestern am 5. März der Geistliche Chan Yi-hsin aus einer Zahl von fünf Bewerbern zum Bischof von Kanton erwählt. Diese Priester sind Mitglieder der sogenannten Patriotischen Vereinigung chinesischer Katholiken, die unter kommunistischem Einfluß steht und sich von Rom losgesagt hat. Wie die kommunistische Zeitung weiter berichtet, habe der neue "Bischof" seinen "Eid" vor einer Herz-Jesu Statue abgelegt und dann von einem Geistlichen als Vertreter der Kirche und des Volkes den Bischofsring angesteckt bekommen. Es ist dies der dritte Fall, daß unter dem Druck der kommunistischen Regierung Rotchinas ein "Bischof" von abgefallenen Geistlichen "gewählt" wurde.

Lourdes, Weihe der unterirdischen Kirche in Lourdes — Am Dienstag, 25. März, dem Fest Mariä Verkündigung, wurde in Lourdes die neue unterirdische Kirche, die 20 000 Gläubigen Platz bietet, feierlich eingeweiht. Die Weihe der Kirche, die den Namen des heiliggesprochenen Papstes Pius X. erhielt, nahm der Patriarch von Venedig, Kardinal Roncalli, vor, den Papst Pius XII. als seinen Legaten nach Lourdes entsandte. Der Kardinal traf bereits am Sonntag mit einem Düsenflugzeug in Lourdes ein. Die Vorbereitungszeremonien für die kirchliche Weihe begannen am Montagnachmittag mit den drei Rundgängen um die 200 Meter lange und 80 Meter breite Kirche und den Segnungen von außen. Am Montagabend begann in der Rosenkranzbasilika von Lourdes eine Nachtwache vor den dort ausgestellten heiligen Reliquien, die für den Altar der neuen Pius-X.-Kirche vorgesehen sind. Es handelt sich um Reliquien "moderner Märtyrer", des heiligen Andreas Bobola, eines 1657 von Schismatikern getöteten polnischen Jesuitenpaters, des heilligen Pierre Channel, eines 1841 auf einer ozeanischen Insel hingerichteten französischen Maristen, und des seligen Jean-Gabriel Perboyere, eines 1840 in China den Martyrertod gestorbenen französischen Lazaristen. Am 25. März, dem 100. Jahrestag, an dem die Erscheinung in Lourdes sich der heiligen Bernadette als die "Unbefleckt Empfangene" offenbarte, wurden morgens die Reliquien der Heiligen in einer feierlichen Prozession von der Rosenkranzbasilika zur Pius-X.-Kirche getragen. Den Abschluß der Weihefeierlichkeiten, zu denen Zehntausende von Pilgern aus aller Welt in Lourdes eintrafen, bildete die erste heilige Messe in der neuen Kirche.

Wie der Hecht auf die Primiztafel kam

von Tilly Franziska Hübner

"Und die Marterwerkzeuge des Heilandes trägt jeder Hecht in seinem Kopf." Die Buben im Kommuniounterricht staunten. Und einer lachte schallend auf. Nicht frech, halt fröhlich und ungläubig. "Peter, soll das heißen, daß du nicht glaubst, was ich erzähle?" "Ach, Herr Kaplan, im Kopf vom Hecht, das ist doch einfach nit möglich, das kann ich halt nit glauben."

"So meinst du, daß ich lüge", fragte der Kaplan.

Ganz erschrocken rief da Peter: "Nein, nie glaub ich das, aber halt das mit dem Hecht auch nit. Ich möcht' schon", fügte er schnell hinzu, als er das nun wirklich streng gewordene Gesicht des Kaplans sah, "aber ich kann nit." Es klang echt und unglücklich. Aber plötzlich überzog sein Gesicht ein verschmitztes Lächeln und fast wie befreit rief er: "Könnten wir nicht wetten?"

Alle hielten den Atem an. Kriegt der Peter jetzt eine schallende Ohrfeige? Der Kaplan überlegte, dem Bub war es ernst, seine Augen hingen gespannt an ihm, wie er entscheiden würde. "Gut, wie ist deine Wette?"

"Hab' ich unrecht mit meinem Zweifel, werd' ich Kaplan"; sehr langsam, aber sehr fest kam dieser Satz von des Buben Mund.

"Aber Peter, um solchen Entschluß wettet man nicht", rief jetzt der Priester bestürzt aus. Auch Peter war mit einem Male kreidebleich geworden.

"Herr Kaplan" kam es leise von Peters Lippen, "ich habe es im Spaß erst gedacht, aber nun werde ich es im Ernst versuchen, verzeihen Sie mir."

Der folgende Tag war ein Freitag. Es war schon seit urdenklichen Zeiten so, daß auf dem Marktplatz, gegenüber dem Hauptportal der alten Stiftskirche, die Fischfrauen stehen, die vom nahen Rheindorf kommen, um ihre Fische zu verkaufen. Mit der ältesten von ihnen hatte Peter schon seit längerem ein stilles Abkommen getroffen. Als er einmal nach der Schule wie gewöhnlich am Blumenbrunnen noch eine Weile spielte, sich den frischen Strahl des klaren Wassers über Arme, Hände und Gesicht laufen ließ, zuletzt noch mit weitgeöffnetem Mund sich dem Wasserstrahl hinhielt und trank, bis er ganz taumelig war und sein Bauch ganz kalt, da rief ihm die Fischfrau zu:

"Komm her, du Bengel, laß endlich das Wassertrinken und trag' der Dame hier die Fische heim!" Hinterher hatte der Peter einen Zehner im Sack und einen kleinen Fisch, der sowieso übrig geblieben wäre, als Geschenk.

Allmählich lernte er so alle Rheinfische kennen, die glatten Aale, die ihm erst wie Schlangen schienen, die Salme, die für ihn die Fürsten unter den Fischen waren, und die Hechte, die mit ihren riesigen Köpfen ihm immer ein wenig Furcht einflößten.

Kommen und Scheiden,
Suchen und Meiden,
Fürchten und Sehnen,
Zweifeln und Wähnen,
Armut und Fülle,
Verödung und Pracht
Wechseln auf Erden wie
Dämmerung und Nacht.
Gellert

Was hat der Bub nur, dachte die Fischfrau, als er atemlos angerannt kam, kaum daß er Guten Tag sagte. Er suchte im Zuber den Hecht, zeigte auf ihn und stieß keuchend hervor: "Ist es wahr, daß er die Marterwerkzeuge in seinem Kopf hat? Ich muß es ganz genau wissen, es hängt alles davon ab", fügte er noch hinzu.

Verständnislos schaute ihn die alte Frau an. Was ist mit ihm los, er ist ja ganz außer sich?

"Sagt ob es stimmt!" drängte er von neuem.

"Nun ja, es ist schon so", meinte die Gefragte bedächtig, "aber was hängt denn nur für dich davon ab, Bub?" Aber der hörte das Letztere nimmer. Er war am Brunnen hingesunken und stöhnte: "Nun also ist's entschieden!" Und seine Augen blickten hin zum Kirchenportal, glitten über die Steinfiguren hinweg zur verschnörkelten Rose, deren farbiges Licht ihn in der Kirche so entzückte, über die Sonnenuhr zum Turm empor bis zum golden glänzenden Wetterhahn.

"Komm und träum' nit, trag' die Fisch' nach Haus!" Obwohl der Fischfrau das Gebaren des Buben nicht geheuer war, mußte sie ja ihre Fische verkaufen, nachher wollte sie schon in ihn dringen, um seinen Kummer zu erfahren, denn Kummer hatte er. Grün-gelb war er ja nach ihrer Antwort geworden. Abgelenkt wurde sie auch schon. Eine Hochzeit fuhr über den Marktplatz, aber enttäuscht entfuhr ihr: "Nur eine einfache, bei der das Hauptportal geschlossen bleibt. Eine Markgrafenhochzeit, ja das muß ja früher was ganz Feines gewesen sein. Wenn ich damals Fischfrau gewesen wär'. — Jetzt liegen sie stumm und still und steinern vorn im Chor der Kirche. Was für ein Schauspiel muß es gewesen sein, als der Türkenlouis festlich zur Messe zog! Er sieht so mächtig und stolz aus auf der rechten Chorseite mit seinem Feldherrnstab in der Hand."

Inzwischen waren die Holzzuber am Brunnen sauber gespült, Waage und Zuber im Handkorbwagen verstaut. Da kam der Kaplan eben aus der Kirche, quer über den Platz auf sie zu, und die Fischfrau erfuhr von der Wette mit Peter. Aber auch der Kaplan erfuhr von dem gekauften Hecht des Buben und machte sich seine Gedanken. Bevor sie dann den Berg zur Stadt hinunterfuhr mit ihrem Wägelchen, sagte sie noch: "Wenn ich diese Primizfeier erleben sollte, dann erhält der Bub den schön-

sten Hecht vom Fang auf seine Festtafel."

Inzwischen waren Jahre vergangen. Bei der Fischfrau trug kein Bub mehr die Fische aus, um die Wasserzuber mußte sie sich auch allein bemühen. Schwer genug fiel ihr's, aber höchstens noch ein Jahr werde sie so schaffen, dann habe sie ihr Teil auf dieser Erde getan. So dachte sie in ihrem Herzen, das die Zeit nimmer recht begreifen konnte. Buben spielten wohl noch wie eh am Brunnen, aus dessen Rohrer noch derselbe klare Wasserstrahl schoß, aber keiner hörte auf eine alte Fischfrau, und keiner hatte Lust noch Zeit, andern Leuten Fische nachzutragen.

Da war der Peter doch ein bescheiderer Bursch' überlegte sie, geschleckt hat er nie, die Zehner brauchte seine Mutter dringend für die Familie, deren Vater früh ums Leben kam. Und wie glücklich war er immer, wenn er einige kleine Weißfischlein der Mutter heimtragen durfte. Der damals von ihm gekaufte Hecht verschlug ihr fast den Atem, seine Zehnersammlung des Tages war damit dahin. Freilich, nach dem Gespräch mit dem Kaplan hat sie den Bub begriffen. Und heute hatte sie nun ihren Sonntagsstaat an. Und in einem Strohkörbchen zwischen Eisstückchen lag ein herrlicher Hecht. Gleich wird sie ihn zum Pfarrhaus hinübertragen.

Eine Feststimmung herrschte auf dem Platz vor der Kirche, überall wehten Fahnen aus den Fenstern. Girlanden waren schon in der ersten Morgenfrühe an den Häusern festgemacht; in einer Stunde wird die Feier beginnen. Sieh, es regt sich schon am Hauptportal, die weiten Flügel werden aufgestoßen, der breite rote Läufer rollt über die Steintreppe, Kübel mit Lorbeerbäumen fassen den Weg zum Portal ein.

Da mach' ich nun Schluß für heut', die paar Weißfisch' nehm ich heim, die bekommen die Enkel. Schnell wird die Schürze abgenommen, zuvor aber noch die Zuber geleert, die Waage und Körbe in den Handwagen verstaut; ach, wie viele lange Jahre hatte sie immer dieselben Handgriffe getan. — Sie war wohl eine ordentliche und christliche Fischfrau. Nie hatte sie auch nur zehn Gramm zu wenig gewogen, die Versuchung war in schwerer Zeit wohl schon mal herangeschlichen, aber ein Blick auf die steinerne Figur am Kirchenportal, die die Waage der Gerechtigkeit in die Höhe hält, war ihr immer wie der Finger Gottes, der da mahnt: "Du sollst nicht betrügen." Nun, sie konnte beim Heimgang in die Ewigkeit da guten Gewissens sein. Lieber zehn Gramm mehr, das war ihr Grundsatz gewesen. Bevor sie das weiße Tüchl über den Korb mit dem Hecht deckte, schaute sie ihn nochmal an, den "Primizhecht". Einen schönen Kopf hat er. Diesmal wird der Peter ein größeres Schächtelchen brauchen als damals, lächelte sie stolz. — Wie kam er damals freitags darauf angerannt und öffnete ehrfürchtig ein winziges Kästlein. Darinnen lagen die Materwerkzeuge, mit Klebstoff festgemacht. Die Fischfrau staunte über die Kunst des Buben. "Sie sollen mich stets an mein Versprechen mahnen", sagte er, weiter nichts, dann verschloß er seinen Schatz wieder sorgsam — das war nun auch wieder einige Jahre zurück, und heute läuteten alle Glocken zu der Primiz des "Fischbuben!" Tränen der Freude rollten über die alten Backen, andächtig machte sie sich noch das Kreuzzeichen über den Fisch, dann gab sie ihn im Pfarrhaus ab.

Ob ein heißeres Gebet als das der Fischfrau zum Himmel emporstieg bei der Feier des Buben? Ihr Fischbub, aus dem nun ein Menschenfischer wurde. –

Aus einem alten Ehebuch

Man kann "Ehe" übersetzen. Mariage heißt es im Französischen, Geduld im Deutschen, Besonnenheit im Deutschen, sich über das gleiche freuen, über das gleiche weinen im Deutschen.

Ehe ist keine Möbelgemeinschaft. Ehe ist keine Erwerbsgemeinschaft. Ehe ist Dasein im Guten,im Noblen, in der Erlösung von der Knechtschaft des Kleinlichen.

In der wahren Ehe werden die Gefährten jünger, immer jünger, alle Jahre immer etwas jünger. In der Ehe wächst der Gesprächsstoff, denn immer führt die gemeinsame Rede die beiden tiefer in den Sinn des Lebens.

Es ist gut, sich aussprechen zu können. Gott gab dem Ehegefährten die Ohren, damit er die Klagen des anderen anhört, liebreich anhört, nicht ungeduldig, da ist es.

Das "unbedingte Vertrauen" zeigt sich darin, daß man dem Ehegefährten sein Geheimnis gönnt. Manchmal muß ein Ehegefährte aber auch reden. Er ist ja Arzt gegenüber dem Ehegefährten. Er ist ja Freund gegenüber dem Ehegefährten. Ehe ist eine Gewissensgemeinschaft.

Wer nicht sich selbst gegenüber den Ton verträgt, den er gegen den Ehegefährten hat, der prüfe sich. Der liebt nicht die "Wahrheit", der sie andern sagt. Nur der liebt die Wahrheit, der sie auch gegen sich selbst verträgt. Ehe geht vor der Zeitung. Ehe geht vor Scheuern. Ehe geht vor dem Beruf. Zeit haben für den Ehegefährten ist wichtiger, als Geld für ihn haben .

Was ist das höchste Gebot der Ehe? "Liebe deinen Nächsten." Wer aber ist mein Nächster? "Der keine Geduld mit dir hat, der gegen alle Selbstbeherrschung hat, nur nicht gegen dich." —
Höchste Liebe schweigt, so las ich einmal. Ach, nein! Höchste Liebe tröstet den Beleidiger.

Ich rede von Menschen, wie sie sind. Darum sage ich: Sprich keinen Vorwurf aus. Es gibt keinen, den du dem andern machen könntest, den der andere nicht schon längst im stillen gegen dich erhoben hat. Sei immer größer als der Augenblick, wie wolltest du sonst die Kleinheit der Sache erkennen.

Wer nicht das erste Wort nach Spannungen findet, soll nicht heiraten. Wer glücklich werden will, soll nicht heiraten. Glücklich machen, da liegt es. Wer verstanden werden will, soll nicht heiraten. Den andern verstehen, da liegt es.

(Gedanken von Hermann Oeser aus seinem "Ehzuchtbüchlein")

Wie man Kathedralen baute

von F. A. Ryan

Nichts enthüllt klarer den Unterschied zwischen dem Mittelalter des lebendigen Glaubens und unserer heutigen Zeit als die Geschichte des Wiederaufbaues der Kathedrale von Chartres, Frankreich, nachdem sie durch Feuer zerstört worden war.

Heutzutage, wenn eine Kirche gebaut werden muß, müssen zuerst große Darlehen aufgenommen werden und meist von Leuten, die ihre Zinsen verlangen, jeden Pfennig Zinsen; Arbeiter müssen geworben die werden, keine Hand aufheben, ohne sicher zu sein, daß sie in materieller Weise, mit Geld, bezahlt werden; Bauunternehmer bieten einer gegen den andern in wildem Gedränge, um ja etwas von dem Profit zu erhaschen, der aus dem Bau einer Kirche gezogen werden kann.

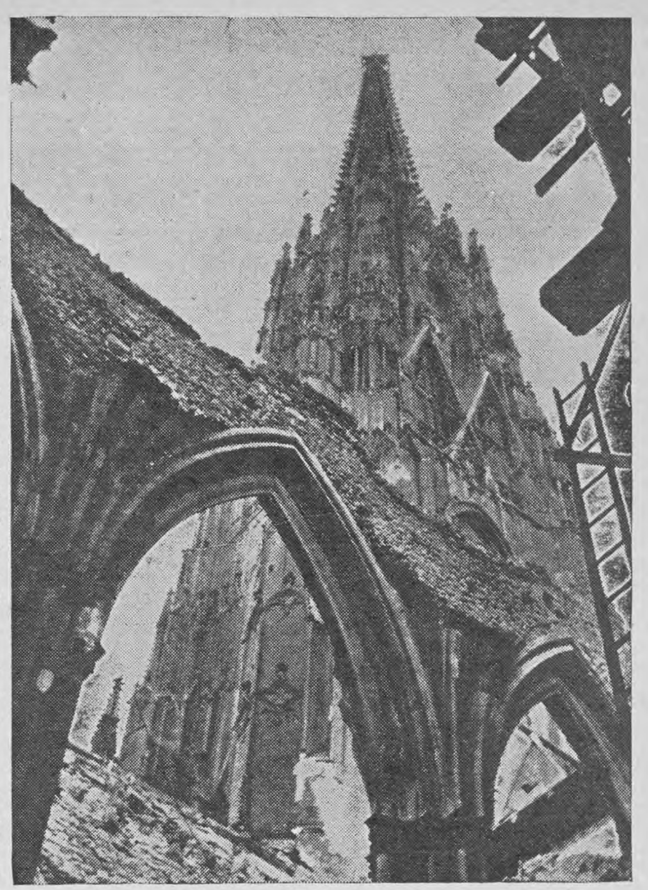
Und nun laßt uns einmal sehen, wie die Kathedrale Unserer Lieben Frau zu Chartres im 13. Jahrhundert wiedererbaut wurde, wobei wir der Erzählung von Huysmans folgen.

Als sich die Nachricht von dem Brand der Kathedrale verbreitete, erhob sich die ganze Umgegend wie ein Mann, um sie wieder aufzubauen. Ganze Dörfer und Städtchen schlossen ihre Häuser und Werkstätten ab, brachten zusammen, was sie an Baumaterialien für eine Kirche besaßen, große Baumstämme, Steine oder Eisen, und machten sich auf den Weg nach Chartres.

Sie kamen nicht nur aus der unmittelbaren Nachbarschaft von Chartres, sondern auch aus der Gegend von Orleans, ans der Normandie und der Bretagne, aus dem fernen Norden. Alle kamen, nicht nur die kräftigen und starken Männer, die auf die Gerüste klettern, schwere Balken und Steine heben und Statuen aushauen konnten, sondern auch ihre Frauen und Kinder. Und nicht einmal die Alten und Schwachen ließ man daheim; sie wurden auch mitgebracht, damit sie, während die anderen arbeiteten, beteten und litten und die Hilfe der himmlischen Jungfrau erwirkten, in deren Namen der große Tempel Gottes, mit seinen himmelanstrebenden Türmen errichtet wurde.

Im Nu war draußen vor den Toren von Chartres eine Zeltstadt erstanden, die sich meilenweit erstreckte. Jedermann in der großen Menge wurde aufgefordert, das große Werk damit zu beginnen, daß er zur Beichte ging und die heilige Kommunion empfing. Bekannte Sünder, die sich weigerten, ihren Frieden mit Gott zu machen, durften keinen Stein und kein Stück Holz anrühren, das beim Bau der Marienkirche Verwendung fand.

Das Tagewerk begann jeden Morgen zur bestimmten Stunde. Ein Baumeister, dessen Name bis auf den heutigen Tag unbekannt geblieben ist, hatte die Pläne entworfen. Unter seiner Leitung standen Gruppen von Mönchen, die seine Aufträge und Anweisungen an die leitenden Meister weitergaben, die von den Leuten selber gewählt worden waren. Männer, Frauen und Kinder, adelige Damen und einfache Landleute arbeiteten nebeneinander, mischten den Mörtel und trugen Materialien herbei, und jedes rühmte sich, daß es seinen bescheidenen Teil zum Wiederaufbau der Kirche Unserer Lieben Frau beitragen konnte.



Gebaut waren sie im "dunklen Mittelalter", als es noch Sitte war, nur hell-seelische Menschen mitbauen zu lassen. Menschen, die heiligste Kommunion mit Gott suchten. Zerstört wurden sie im Zeitalter "des Lichtes und der Vernunft". Im Zeitalter der Sitte, jede ernste, tiefe Kommunion mit Gott "finster" zu nennen!

Fünf Meilen weit her brachten die Männer die Steine, die den Hauptbestandteil des neuen Gotteshauses bildeten. Sie brachen das Gestein mit einfachen, rohgefügten Werkzeugen, und brachen es in solch großen Stücken, daß man oft 1000 Mann brauchte, um ein einziges Stück herbeizuschleppen und in seinen bestimmten Platz zu setzen.

Am Abend, nach getaner Arbeit, war die Luft mit dem Gesang von Psalmen und Hymnen erfüllt. An Sonntagen wurden Prozessionen abgehalten und die Tausende der Bewohner der Zeltstadt marschierten entweder hinter ihren Kirchenfahnen, oder knieten am Wegrand, wenn die Prozession vorbeizog.

Die Disziplin der Menge war großartig, trotz der armseligen Umstände, in der sie zusammenlebte. Wenn die Lebensmittel knapp wurden, ereigneten sich wunderbare Vermehrungen, die durch Dokumente aus jener Zeit glaubwürdig bezeugt sind. Viele der Kranken und Verkrüppelten wurden plötzlich geheilt, sodaß sie sich an den Arbeiten beteiligen konnten. Die himmlische Mutter, die über dem Treiben wachte, veranlaßte viele wunderbare Heilungen unter den bei den Bauarbeiten Verunglückten.

So wuchs die große Kathedrale Schritt für Schritt ihrer Vollendung entgegen. Nirgends an dem Gebäude wurden die Namen von Stiftern oder Arbeitern angebracht. Weder der Baumeister, noch die Mönche, noch die Arbeiter erhielten irgendwelchen Lohn. Die Kathedrale wurde von dem Glauben und der Liebe eines ganzen Volkes erbaut und sie steht heute noch als das größte Beispiel majestätischer Architektur, das die Welt je gesehen hat. –

Liebe, Milde und nochmals die Liebe!

Schmücke all dein Tun und Lassen und all deinen Umgang mit Aufrichtigkeit, Sanftmut und Fröhlichkeit, nach des Apostels Rat: „Freuet euch allzeit im Herrn; abermals sage ich, freuet euch: Eure milde Liebe werde allen Menschen kund!"

Hl. Franz von Sales





Aufruf zum Gebet des "Engel des Herrn"

Den "Engel des Herrn" zu beten, ruft der Präfekt der Religiosenkongregation, Kardinal Valerio Valeri, die gesamte Christenheit in einem Artikel im "Osservatore Romano" auf. Er erinnert daran, daß der Erzbischof von Köln, Joseph Kardinal Frings, dieses Anliegen bereits auf dem Kölner Katholikentag im Jahre 1956 betont habe. Die Verwirrung der Geister und Herzen habe heute ihren Höhepunkt gefunden, stellt Kardinal Valeri fest. Wahrheit und Irrtum, Anstand und Leidenschaft, Liebe und Haß hätten für viele Menschen die gleichen Rechte. Ein dichter Schleier des Materialismus lege sich über alle Dinge und vergifte jede menschliche und gesellschaftliche Beziehung. "Der Atheismus wird von ganzen Nationen wie ein Kreuzweg gepredigt, der Sieg des Menschen über Gott." Da andererseits das Schicksal der Völker mehr noch als am grünen Tisch und bei unzähligen Konferenzen, in der Tiefe des Herzens beschlossen werde, da Friede und Krieg nichts anderes seien als die Projektion menschlicher Rechtsschaffenheit oder Schlechtigkeit, biete sich die Zukunft dem Beobachter in dunklen Farben. Schon die Gegenwart sei für nicht wenige Völker außerordentlich hart und unerträglich. In dieser Not müsse das christliche Volk seine Zuflucht zu Maria, der gütigen Mutter, nehmen, um durch ihre Fürsprache göttliche Hilfe bei der Verteidigung des christlichen Volkes gegen den Ansturm und gegen den Hinterhalt des Atheismus zu erhalten.

Weisheit grosser Herzen

**ER sah mich an
Mit den Augen der Ewigkeitstiefe
Als ein Wissender:**

**„Du wirst verhungern ohne MICH,
Denn ICH bin Brot."**

**Ich aber ging hinweg zu den andern
Und aß Erde . . . und nannte es Leben. —
Aber die Seele ward nicht stille in mir,
Soviel ich ihr befahl und das Beste der Erde
Ihr brachte zu essen . . .**

**Daß ich zuletzt sie ausreißen wollte . . .
Und konnte nicht.
Und sie flehte bald wie ein Kind.
Bald stand sie auf wie ein Sturm
Und rüttelte mich und schrie mich an
Als Mörder! . . .
Und wollte Brot.**

**Da hab' ich's länger nicht ertragen.
Nun kam ich wieder, HERR JESU.
Und weiß, daß DU recht geredet:
Ich muß verhungern ohne DICH . . .
Denn DU bist Brot. — —**

**Und ER sah mich an
Mit den Augen der Ewigkeitstiefe . . .
Und brach das Brot.**

Fritz Philippi

Des Volkes Heil ist der Herr

von C. Willeke

Für unsere Schulweisheit spielt sich die Weltgeschichte gleichsam in zwei Abteilungen ab. In der einen Abteilung regieren die Kaiser und Könige, Präsidenten und Diktatoren, Politiker und Parlamente, Männer der Wissenschaft und Kunst, der Forschung und Wirtschaft. Hier wird bekriegt und gesiegt, gearbeitet und geschunden, beglückt und bedrückt. Hier geht Macht vor Recht; der Gerissene und Rücksichtslose hat Erfolg, und einen Großen nennt man den Mann des blutigen ungerechten, aber siegreichen Schwertes.

In der anderen Abteilung haben das Wort die Propheten, die Apostel, Päpste und Bischöfe, die Heiligen und Gottesgelehrten. Hier wird gebetet und geopfert, gesündigt und gesühnt, gesegnet und geheiligt. Hier ist die Liebe oberstes Gesetz und die Wahrheit Lehrerin. Groß ist hier nur, wer sich selbst überwand und reich wurde an Gnade und Liebe. Der Größte aber ist der, der sein Leben hingibt für seine Brüder.

Für das landläufige Bewußtsein haben scheinbar die beiden Abteilungen nichts miteinander zu tun. Die eine stellt halt die profane, die weltliche Geschichte, die Geschichte der Staaten und Völker, dar und die andere die Geschichte der Offenbarungsreligion, die Geschichte vom Fall und von der Erlösung des Menschen, die Geschichte der Kirche. Man kann diese Unterscheidung zwischen Weltgeschichte und Kirchengeschichte verteidigen. Aber ein verhängnisvoller Irrtum ist es, wenn man aus der bloßen Unterscheidung des weltlichen vom religiösen Bereiche eine Scheidung macht und erklärt, wie es die letzten Jahrhunderte taten, daß die Religion mit der Politik nichts zu tun habe, daß die Religion nicht hineinzureden habe in die Welt der Vernunft, der Arbeit und des Fortschrittes.

Dieser im Grunde von Ungläubigen unermüdlich verkündete Irrtum hat schließlich die Menschen zu der Meinung verführt, als müsse die Weltgeschichte nach innerer Gestezlichkeit eben sich so heillos, so grausam, blutig und ungerecht abspielen und als könne man dagegen nichts tun. Diese Resignation, als gelte Gottes Gesetz, ja Gott selbst, nichts im Ringen der weltlichen Mächte und Kräfte, hat die mächtigen Staatsmänner zu den Wahnsinnstaten ermutigt, unter deren Folgen die unglückseligen Völker noch heute stöhnen .

Es ist bitter notwendig, daß sich jeder gläubige Mensch wieder besinnt und erkennt, daß es im Grunde nur eine Weltgeschichte gibt und die ist Heilsgeschichte. Immer geht es in allem Geschehen zutiefst nur um die Verwirklichung der Herrschaft Gottes auf dieser Erde, um das Reich Gottes, das wir nach Christi Wort suchen sollen.

Die Heilige Schrift, besonders das Alte Testament, wird nicht müde, immer wieder und machtvoll auf Gottes absolute Herrschaft hinzuweisen. Er ist Schöpfer der Natur, also auch ihr Herr. Sie ist ihm unbedingt gehorsam. Auch der Mensch ist Geschöpf Gottes, allerdings bevorzugt ausgestattet: er ist frei. Er soll und kann Gott gehorchen, er muß es nicht. Aber sein Ungehorsam trifft nur ihn selbst, nicht Gott.

Aus dem Nein, das der Mensch trotzig und rebellisch Gott entgegenschleudert, geht alles Unglück der Weltgeschichte hervor. Die Unordnung, Katastrophen und Chaos. Dennoch bleibt Gott der Herr der Geschichte und Lenker aller Geschicke. Nach einem ewigen Plan, in dem alle menschliche Schuld und Bosheit vorausgesehen und eingerechnet sind, bewegt Gott die Welt und die Menschheit zu einem letzten Ziel. Dies Ziel ist die Verherrlichung Gottes im Reiche seines Sohnes, des menschgewordenen Erlösers, des Mittelpunktes des Alls und der Geschichte, und das ewige Heil der Erlösten. Dieser Plan wird unfehlbar verwirklicht werden. Selbst die Gottlosen, ja der Teufel und sein Anhang selbst müssen ihm dienen, ob sie wollen oder nicht. Kein Verrat, kein Abfall, keine Verfolgung, keine Leugnung und kein Unglaube wird den göttlichen Heilsplan verderben können. Ihm dienen alle Dinge der Erde, alle ihre Kräfte und Häupter, der Staatsmann wie der Arbeiter, die Parlamente wie die Fabriken und Schulen und alles, was der Mensch, sinnt und unternimmt.

In diesem Plan hat jedes Volk seine bestimmte Aufgabe. Erfüllt es sie, Heil ihm! Nicht im Namen eines "Führers", sondern im Namen Gottes, der spricht: "Des Volkes Heil bin ich." Wird ein Volk seiner Aufgabe untreu, verachtet Gott und seine Ordnung, weist Gottes Heil zurück und sucht sein Heil lieber bei den Sterblichen, im Besitz von Macht und den Gütern der Erde, so hat es sich selbst das Urteil gesprochen. Die Geschichte beweist es, daß solch ein Urteil, mag darüber auch zuweilen Zeit vergehen, immer vollstreckt wird. Ja. Gottes "ist die Weisheit und die Macht. Er ist es, der den Wechsel der Zeiten und Verhältnisse herbeiführt, der Könige absetzt, der den Weisen Weisheit und Klugen Einsicht verleiht. Er offenbart das Tiefe und Verborgene. Er weiß, was in der Finsternis geschieht, denn bei ihm wohnt das Licht" (Daniel 2, 20 ff.).

Es gibt nur eine Geschichte, und diese ist Heilsgeschichte. Die irdische Ordnung behält darin ihren Platz, auch Parlamente und Politik, auch Arbeitsamt und Gesundheitsamt. Aber alles bekommt im Lichte des Glaubens einen zusätzlichen, ja erhabenen Sinn; es dient einem ewigen göttlichen Plan. Das haben die mittelalterlichen Herrscher gewußt und ihre Regierungserlasse begonnen "Im Namen der heiligsten und ungeteilten Dreifaltigkeit".

Konserven für Callao

von Fritz Moeglich

Als die "Santa Monica" in den Hafen von Callao einlief, schoß der Zollkutter in brausender Fahrt auf sie zu und legte sich längsseits. Leute, die etwas von der christlichen Seefahrt verstanden., hätten die "Santa Monica" respektlos einen Totenkahn genannt. Das ehemals blendende Weiß des Anstriches war in ein schmuddeliges Grau übergegangen, die Deckaufbauten waren total verschlampt, und die Besatzungsmitglieder hatten Gesichter, von denen man träumen konnte.

Die Zollbeamten kamen das Fallreep herauf. Sie musterten naserümpfend das Schiff, während der Inspektor die Papiere lange und sehr sorgfältig prüfte. Schließlich sagte er spöttisch: "Pech, Käpt'n! Die Scheuerleute streiken seit drei Tagen. Wie wollen sie ihre hunderttausend Fleischkonserven löschen?"

Kapitän Farr antwortete mit einem Fluch, stieg unter Deck und schloß sich ein. Eine halbe Stunde später riß er die Tür auf, steckte sein vom Whisky rotgedunsenes Gesicht heraus und brüllte: "O'Connor, sofort in meine Kajüte!"

Pat O'Connor kletterte brummend die Treppe hinunter und nahm sich nicht die Mühe anzuklopfen. "Setz dich hin!" schnaubte Jesse Farr und schenkte die Gläser voll. "Du mußt wieder mal einen Brief schreiben." Er kramte Papier und einen staubigen Briefumschlag hervor und schob Pat beides zu. "Los, fang an! — Hafenzollamt Callao. Achtet auf die 'Santa Monika!' Sie hat Rauschgift zwischen der Ladung! Ein guter Freund." Er betrachtete die Druckbuchstaben, die keiner so gut malen konnte wie Pat O'Connor, mit Hochachtung, faltete den Bogen zusammen und schloß den Umschlag. Dann goß er noch einmal die Gläser voll, sagte "Prost!" und "wie üblich" und schob Pat zur Tür hinaus.

Der Ire schaukelte los und kam erst, als die Dunkelheit hereinbrach, mit starker Schlagseite wieder an Bord. Der Kapitän stand an der Reeling und spie ins Wasser, als O'Connor auftauchte. Pat kniff mühsam ein glasiges Auge zu, worauf Jesse Farr vergnügt in seine Kajüte ging und fortfuhr, seinen Whiskyvorrat zu vernichten. Zwischendurch schrie er nach dem Funker und gab einen Spruch auf. Dann soff er weiter. Kurz vor Mitternacht hielt er die erwartete Antwort in Händen. Sie lautete: "500 Dollar extra für fristgemäße Entladung. Sonst anlauft Bahia Blanca. Weitere Orders folgen."

Jesse Farr gab schmunzelnd Befehl, Dampf aufzumachen und ließ wie ein Verrückter die Sirene heulen. Auf dem Kai wurde es lebendig. Als die "Santa Monica", die Kurs auf die offene See genommen hatte, auf gleicher Höhe mit der Molc lag, spielten grelle Scheinwerfer über das Wasser, und zwei rote Leuchtraketen zischten empor. Minuten später lag der Zollkutter wieder längsseits, und die Beamten kamen an Board.

"Tut mir leid, Kapt'n, sagte der Inspektor grinsend, während er Farr mit einem amtlichen Dokument unter der Nase herumfuchtelte. "Sie dürfen nicht auslaufen. Ihre Ladung ist beschlagnahmt."

Jesse Farr schwang seinen Funkspruch durch die Luft, prustete wie ein Walroß und knurrte wütend: "Ich habe Order, nach Bahia Blanca abzudampfen. Heißt Ihr Wisch, daß die 'Santa Monica' beschlagnahmt ist?"

"Nur die Ladung", korrigierte der Beamte höflich. "Auf die sind wir aber ebenso scharf wie Bahia Blanca. Sie werden wissen warum."

"Und wie wollen Sie löschen?" fragte der Käpt'n bissig zurück. "Ich denke im Hafen ist Streik? Bilden Sie sich nicht ein, daß meine Mannschaft einen Finger krumm macht."

Der Inspektor lächelte sanft. "Das lassen Sie nur unsere Sorge sein." Eine halbe Stunde später, als das Schiff wieder an der Pier vertäut war, wurde der Kai in helles Scheinwerferlicht getaucht, und eine Kompanie Soldaten machte sich ohne sonderliche Begeisterung an die Entladung. Sie schleppten die ganze Nacht hindurch Kisten vom Schiff, während die Besatzung nicht mit hämischen Bemerkungen sparte. Als der Morgen graute, standen die hunderttausend Fleischkonserven am Kai, von Soldaten mit umgehängten Karabinern ängstlich bewacht. Die „Santa Monica" aber dampfte "Alle Kraft voraus!" aus der Dreimeilenzone.

Käpt'n Farr, der seinen Totenkahn tatsächlich auf eigene Rechnung und Gefahr fuhr, ging pfeifend zur Funkerbude und gab zwei Sprüche auf. Mit dem ersten meldete er dem Empfänger der Fleischkonserven in Lima die fristgemäße Entladung. Der zweite Spruch war wesentlich kürzer und an die Hafenbehörden gerichtet. Er enthielt nur einen einzigen Satz: "Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!" –

Wenn die Menschen und Völker sich mit dem ganzen Herzen, wie wir es 1945 zu schnell erhofft hatten, wieder Gott zuwenden, nach seinem Heil verlangen und seine Gesetze im privaten und öffentlichen Leben erfüllen würden, dann verschwände wie ein dunkler Spuck die Angst, und der Friede würde wachsen wie das junge Licht am Morgen. Dann würde die Menschheit erkennen, daß Gottes Heil auch irdisches Heil in sich birgt, gemäß dem Worte des Psalmensängers: "Der Herr behütet alle, die ihn lieben, doch alle Gottlosen läßt er zugrunde gehen" (Ps. 144). –

Die Zauberhexe

von E. Fleerackers

Jimmy hatte Oma Murphy „Banshee" nachgerufen. Stellt euch vor: Banshee! Wenn ihr bedenkt, daß Banshee auf irisch Zauberhexe bedeutet, eine Zauberhexe, die draußen am Waldrand wohnt und da nachts heult, wenn Sturmwind ist . . .

Vielleicht hat Jimmy so gerufen, weil Oma Murphy so steinalt war, einen hohen Rücken und ein Gesicht voll Falten hatte und etwas vornübergebeugt ging, und weil an ihrer Nasenspitze immer ein glänzendes Tröpfchen hing? Aber war das ein Grund, um Oma Murphy „Banshee" nachzurufen? Und mußte das gerade noch ein Jimmy Finch tun? Ein Junge von 12–13 Jahren? Es war häßlich von Jimmy, grundhäßlich. Und gefährlich war es auch. Denn wenn Paddy Patsch das vernahm, Paddy, auch ein Junge von 12–13 Jahren, der, weil zu Hause mehr Kinder waren als Platz und Brot, bei seiner Oma Murphy wohnte und seine Oma mehr liebte als seine eigene Haut.

Nun, Paddy vernahm es. Er preßte die Lippen aufeinander, machte eine Faust und dachte nach. Was soll er mit Jimmy anfangen? Ihn prügeln, in den Bach werfen? Ihn verboxen? Aber Oma Murphy drohte mit dem Finger: „Paddy, ich merke es wohl, du denkst darüber nach, ob du Jimmy Finch sollst prügeln, in den Bach werfen, oder gar verboxen. Nichts von allem. Nichts!"

„Darf ich ihn dann . . ." — „Auch nicht, Paddy, gib acht, du bist ein christlicher Junge. Der Heiland hat gesagt: Mein ist die Rache! Und wir Menschen müssen vergessen und vergeben." — „Darf ich Jimmy dann gar nichts tun, Oma?" — „Nichts! sage ich. Doch, eines darfst du tun . . . Du gehst zu Oma Finch und sagst — aber höflich! — was Jimmy getan hat. Die is für Jimmys Erziehung verantwortlich."

Oma Finch war die Großmutter von Jimmy; und dieser wohnte bei seiner Oma, weil zu Hause mehr Kinder als Platz und Brot waren.

Paddy öffnete die Türe an Omas Finch kleinem Haus, sah Oma und Jimmy in der Küche stehen und sagte ganz höflich: „Oma Finch, Jimmy hat meiner Oma ‚Banshee' nachgerufen! Ich verzeihe es ihm, weil ich muß. Und Oma sagt, daß der Heiland gesagt hat: Mein ist die Rache . . . Und daß Ihr verantwortlich seid für Jimmys Erziehung."

Fort war Paddy!

Ein wenig später stand in der Küche von Oma Murphy's Häuschen Oma Finch, auch ein steinaltes Weiblein, auch mit einem hohen Rücken und einem Faltengesicht, auch vornübergebogen und auch mit einem glänzenden Tröpflein an der Nasenspitze. Neben ihr stand ganz verlegen Jimmy. „Oma Murphy". fragte sie und ihre alte Stimme zitterte mehr noch vor Rührung als vor Alter, „hat Jimmy Euch ‚Banshee' nachgerufen?"

„Ach, Oma Finch, das ist nur ein Wort. Das ist vergeben und vergessen . . . nicht wahr, Jimmy?" Und mit ihrer knöchernen Hand klopft sie dreimal aufs Jimmys linke Wange.

Dieser lächelte und sagte leise: „Oma Murphy, ich bitte um Verzeihung."

„Junge, denke nicht mehr daran."

Oma Finch stand schon in der Tür. Sie drehte sich eben um und sagte: „Komm, Jimmy."

Das passierte in der Nähe von Arklow Bush in Wicktow (Südosten Irland), wo seit Jahrhunderten die besten Shillelagh von ganz Irland wachsen. Habt ihr nie einen Shillelagh gesehen? Es ist ein dicker Stock, vier Fuß lang, und an einem Ende ist ein Knoten, hart wie Knochen, noch härter. Als Patrick Finch, Jimmys Großvater, noch lebte, da hatte er einen Shillelagh, der hing an der Wand, zwischen Kreuz und Uhr. Aber als Patrick auf dem Sterbebett lag und ein letztes Mal rundschaute auf seinen ärmlichen Hausrat, murmelte er: „Mutter, verbrenne den Shillelagh! Ich . . . ich brauche ihn nicht mehr." Nach Patricks Tode warf Oma den Shillelagh in den Herd. Jimmy stand daneben und es tat ihm leid, daß der schöne Shillelagh verbrannt wurde, obwohl er ein schönes Feuer machte, der brennende Shillelagh.

Wieder zu Hause, sagte Oma Finch gemütlich, indem sie den rechten Arm ihres Kleides hochstreifte und das Tröpfchen von der Nase schüttelte: „Jetzt wollen wir einmal für deine Erziehung sorgen."

Jimmy sah unwillkürlich zur Wand, wo früher der Shillelagh gehangen hatte zwischen Kreuz und Uhr. Der hing, Gott Dank, nicht mehr da. das war ein Trost. Oma Finch machte sich am Herd zu schaffen, wo eine Bürde Birkenreise lag als Brennholz. Denn in Arklow Bush, müßt ihr wissen, wächst auch das allerbeste Birkenholz — birch nennen sie es da hinten —, Birken mit schlanken Zweigen, nicht dick aber zäh, nicht schwer aber geschmeidig, und nicht lang aber doch lang genug. Und war Oma Finch auch steinalt und verschlissen, sie hatte aber noch einen starken Arm, zäh und geschmeidig, wie eine Birkengerte, nicht lang, aber doch lang genug, besonders, wenn es sich um Jimmys Erziehung handelte; dann war Oma Finch's Arm aufgerollt, viel zäher und geschmeidiger als Birke. Und daher was es für Jimmy nur ein magerer Trost zu wissen, daß der alte Shillelagh verbrannt war.

„Beuge dich nun etwas vornüber, Jimmy! So wie ein braver Junge . . . Noch etwas tiefer!"

„Oma!" flehte Jimmy, „der Herrgott hat gesagt: Mein ist die Rache!" — „Pfui, Jimmy, das ist keine Rache! Das hat der Herrgott gesagt, ja. Der Herrgott darf alles sagen, was er will . . . Ein bißchen tiefer Jimmy." Und dann ging der Arm auf und nieder und mit ihm die Birkenrute.

„Oma Murphy hat mir vergeben", heulte Jimmy. — „Oma Murphy hat ein gutes Herz. Aber wer Unrecht begangen hat, muß auch büßen." Und auf und nieder ging die Birkenrute, und zwischen diesem Auf und Nieder der Rute und durch seine Tränen hin hatte Jimmy eine Vision: Er sah vor sich einen großen Lichterkranz und in dem Kranz einen schweren Shillelagh, an dessen einem Ende ein dicker Knoten war und an dem anderen Ende ein magerer geschmeidiger Arm. Die Vision dauerte nur einen Augenblick, denn auf und nieder ging die Rute, und Oma Finch redete sich außer Atem. Schlagen und reden. Ihr müßt wissen: Oma Finch war von Kilkeny gebürtig, und die von Kilkeny schlagen und reden in einem. Endlich hatten beide genug, besonders Jimmy. — „Stelle dich gerade, Jimmy!" sagte Oma Finch und fiel müde auf einen Stuhl. „Jimmy, du mußt nicht so jämmerlich dreinschauen! Dank lieber dem Herrgott, daß der alte Shillelagh verbrannt ist, von Opa Finch selig. Er war ein braver Mann. Und weißt du, was er immer sagte: ‚Ein Junge, der nie von Vater oder Mutter eine ordentliche Tracht Prügel bekommen hat, dessen Erziehung ist nicht vollständig gewesen'. Darf das sein?" —

"Nein!" heute Jimmy. "Sei dann fortan brav", sagte Oma Finch und warf die Birkenrute in das Herdfeuer, „brav wie ein guter Junge sein und bleiben muß!" Sie zog ihn an sich heran und küßte ihn auf die Stirne, dann machte sie mit ihrem Daumen auf das Küßchen ein stilles Kreuzchen. Da schossen Jimmy wieder die Tränen in die Augen, dieses Mal aber nicht vor Schmerz.

„Jimmy, lauf schnell zu Oma Murphy und sage ihr mit den besten Grüß von Oma Finch, daß alles in Ordnung sei mit deiner Erziehung. –

Fuerst Schamyl buesst fuer seine Mutter

Es gibt immer wieder Menschen, die Einwände machen gegen das christliche Grunddogma von der Erlösung durch stellvertretende Sühne. Es sei gegen die Gerechtigkeit, daß ein anderer als der Schuldige büße. Es könne daher auch keinen sittlichen Wert haben. So etwas könne nur als Überbleibsel aus einer sittlich primitiven Auffassung verstanden werden. Zeugt folgendes Verhalten, das von einem gewissen Fürsten Schamyl aus dem vorigen Jahrhundert berichtet wird, nur von primitiver Denkart? Dieser Fürst versuchte, die in seinem Volk weitverbreitete Bestechung durch strenge Gesetze auszurotten. Als abschreckende Strafdrohung war festgesetzt, daß jeder, der dessen angeklagt wurde, mit 50 Peitschenhieben öffentlich bestraft würde. Als erste wurde seine eigene Mutter ergriffen und angezeigt. Der tiefbetroffene Gesetzgeber schloß sich drei Tage ein. Einen schweren Kampf mußte er in sich austragen. Das Gesetz auf der einen Seite verlangt Sühne, die Mutter auf der anderen Seite verdiente Schonung. Am Morgen des vierten Tages riefen Herolde das Volk zusammen. Schamyl ließ die Herolde herantreten, die Mutter vorführen. Und gab den Befehl zur Auspeitschung. Als sie begannen, riß er seine Mutter zur Seite und bot seinen eigenen Rükken den Streichen dar. Als die fünfzig ausgezählt waren, richtete er sich auf und rief: Geht jetzt heim, dem Gesetz ist genüge getan. Von jenem Tage an habe die Bestechung aufgehört. Dieser islamische Fürst und Gesetzgeber hatte die Lösung gefunden, die auch Gott gefunden hat: Die Sühne zu verlangen — und sie selbst zu leisten. Um sie zu leisten, ist Gott Mensch geworden! Nur in der Menschennatur, nur als Mensch konnte er freiwillig, gehorsam und geduldig leiden! Wo bleibt da etwas, was nicht dem höchsten Maßstab der Sittlichkeit genügt, etwas, was nicht durch und durch gut wäre? Nur eines bleibt: Das Staunen darüber und der Dank dafür, daß solche Stellvertretung möglich ist, welche die Erlösung trägt.

Das Wort Stellvertretung reicht ja eigentlich auch nicht aus, um die genaue Wirklichkeit auszusagen, die hier vorliegt. Es gibt Fälle, in denen irgendeiner stellvertretend etwas in Empfang nehmen oder etwas erledigen kann. Es gibt andere Fälle, in denen nur eine engere Beziehung solche Stellvertretung möglich macht; so kann die Ehefrau für ihren Mann, können Eltern für ihre Kinder unterschreiben. Da hören dann aber die menschlichen Möglichkeiten auf. Die engsten Bande der Verwandschaft oder der Ehe umgreifen immer nur wenige. Es gibt nur einen einzigen, der von Rechts wegen, von Natur und Wesen für alle einstehen kann, weil er mit allen verbunden ist, enger als durch jede irdische Abstammung oder Verbindung, weil er alles und alle in sich trägt.

Darum ist also keiner mehr hoffnungslos mit seiner Sünde eingeschlossen, so isoliert, daß niemand und nichts ihm helfen könnte. Darin besteht zutiefst die Erlösung, daß es den gibt, der den Menschen auch in der weitesten Gottersferne noch umfängt. Aus diesem tiefsten Grunde tritt die Erlösung zu ihrer Stunde hervor ins Licht, und wird geschichtliche Wirklichkeit, die Isaias vorausgeschaut hat, wird die Neubegründung des Bundes. –

"Das Herz macht den Apostel." Die Liebe hat eine große apostolische Sendung auf Erden. Sie glaubt an den Menschen, sie glaubt an den gnadenvollen Beruf und die ewige Bestimmung der Seele. Sie vernichtet daher nie, sie zertritt nichts und niemals; sie achtet alles und hebt alles empor.

Prohaszka

Ein Opfer des Beichtstuhles

von **Adolf Innerkofler**

Unser neue Erzählung: Am 30. Dezember 1799, zwei Tage nach dem Fest der unschuldig gemordeten Kinder von Bethlehem, wurde der Glatzer Priester Adreas Faulhaber zum Galgen geführt. Glatz. die alte katholische Stadt an der Neisse, war während der schlesischen Kriege unter die Oberherrschaft des Preuenßenkönigs Friedrichs I. gekommen. Zwei grundverschiedene Welten prallten nun in Glatz aufeinander: Die katholische Welt der gottgläubigen, höchste Menschenwürde vertretenden Barockzeit, und die kalte, brutale, alles Katholische satanisch hassende Welt der Aufklärung und der preußischen, miliaristschen Diktatur. Die "Welt des Befehlens" trug äußerlich den Sieg davon. Zwei Jahre und sieben Monate hing die Leiche des gemordeten Priesters am Schandphahl! Friedrich I., Friedrichs Freund und Helfer General Fouqué, und das preußische Offizierskorps haben an Kaplan Andreas Faulhaber den katholischen Glatzer Menschen "ein Exempel statuieren" können. Und das Exempel blieb! Kaplan Faulhaber wird heute in Glatz wie ein Heiliger verehrt. Sein Kampf gegen die "Allmacht des Staates", für Freiheit, Menschenwürde und Treue zu Gott, endete nicht am Galgen! Glatz denkt heute mehr denn je an den Mut des gehenkten Priesters. Denn wieder klirren Ketten. Ketten die wir nicht vergessen dürfen! Es soll uns diese Erzählung unsere Brüder und Schwestern ins sorgende, betende Gedächtnis rufen, die hinter Eisernem Vorhang leiden.

1. Gefangen.

Eine seltsame milde Septembermondnacht war niedergesunken auf die hügelige Waldlandschaft bei Wüschelburg im Heuscheuergebirge der Grafschaft Glatz. Wenn so der Mondschein seine Silberfäden wob von dunkelragendem Fichtenwipfel zu Fichtenwipfel und nieder auf den weichen, grünen Moosgrund und über so manches bunt durcheinandergewürfelte Geröll und Steintrumm, hätte man in der heute mildlauen Spätsommernacht wohl die entzückendsten Friedensmärchen träumen mögen — und dennoch war Krieg im Lande, grausiger Krieg! Ja, hätten es die Menschenherzen geahnt, wie schrecklich er werden sollte, wie man erst am Anfang eines Siebenjahrkrieges stand, eines der wechselvollsten und schrecklichsten der Weltgeschichte, des "Siebenjährigen Krieges", so manches wäre jetzt schon in Wahnsinn und Verzweiflung gesunken! So ist es; nur die Natur ist voll Frieden und stillem Zauber, die Menschenherzen aber sind voll Unfrieden und sinnen auf Gewalt und Haß und Kampf und Mord.

*

Hinter einigen moosüberwachsenen Felsentrümmern saßen unter drei hochragenden Fichten drei Soldaten im weichen Waldgrunde. Regungslos und still saßen sie da, als träumten sie der Mondnacht und dem Waldzauber nach, wie versteckt lehnten ihre Flinten an einem der Riesensteine, da flüsterte einer:

"Jetzt höre ich nichts mehr!"

"Ich auch nicht", sagte der zweite.

"Pst! Pst!" machte der dritte, "es knackt wieder, wie wenn Reisig bricht."

Alle horchten gespannt. Wirklich kam ein leises Knacken immer näher durch den Jungwald die Halden herab.

"Vielleicht ist es bloß ein Reh, das zum Wasser will", flüsterte wieder der erste.

Doch der dritte gab ihm leise lachend zurück, indem er aufsprang: "Mir scheint, es sind gar ihrer zwei und jedes hat bloß zwei Beine. Auf, mir nach!"

Leise huschten sie auf, ergriffen blitzschnell ihre Flinten und schon stürmten sie vorwärts zwei Schatten nach, die eine Strecke weit drüben hinab in den schwarzen Jungfichtenbusch laufen wollten.

"Hab' ich dich?" schrie der erste Soldat auf, ergriff einen langen, hageren Kerl beim Genick und hielt ihn wie mit einer Zange fest, so sehr sich der andere auch, um sich schlagend und hin und her zerrend, wehrte. Die andern liefen weiter in den Wald hinein, denn der Schatten, den sie verfolgten, war wohl jung und behend; nicht lange, da hörte man einen schier knabenhaften Schrei und ein Betteln und Winseln:

"Hilf! Seffla, hilf! — Nentwich, Nentwich! sie greifa mi! sie greifa mi!"

"Gib dich! oder ich schlag' dich mit dem Kolben nieder wie einen räudigen Hund!" hörte man einen der Soldaten brüllen. Noch ein trappendes Geräusch wie von Ringenden, ein dumpfer Fall, und nun schleiften sie auch den zweiten Gefangenen herbei. Im Mondlicht sah man jetzt, es war ein blutjunger Bursche, noch bartlos und, wie der erste, in österreichischem Soldatenkleide. Der andere war ein hagerer Mensch mit tief herabhängendem Schnurrbart, und als der Junge sah, daß auch der gefangen war richtete er sich auf und ging von selbst, indem er sagte:

"So haben sie dich auch, Nentwich?"

Mit rascher Behendigkeit hatten die Soldaten beiden die Hände auf den Rücken gebunden und den rechten Fuß des Älteren an den linken des Jüngeren gekettet.

“So, jetzt lauft’s ock wieder!” lachte der erste der Soldaten; “bei der Wachablösung nehmen wir euch mit ins Dorf Scheibau, da wird man sich freu’n, daß wir zwei Österreicher, und zwar wohl Kundschafter, gefangen haben!”

Die Soldaten gingen wieder auf ihren früheren Standort, die Gefangenen vor sich herstoßend.

“Da setzt euch nieder!” befahl der erste der Soldaten. Sie taten es auch; die Soldaten aber lagerten sich wie früher.

“Warten wir noch, vielleicht erwischen wir wieder jemand, ehe die Wachablösung kommt”, rühmte einer der Soldaten. Stumm saßen die Gefangenen, nur ein schütterndes Weinen drang vom Jüngeren herüber, so daß der zweite der Soldaten höhnte:

“Flenn ock a bißla. Gell, Jüngla, ’s Kriegführa und das Erwischtwerden is ock kee Spaß nit. Ock nee! Ock nee!”

Da hob der Ältere der beiden zu reden an:

“Laßt euch was sagen, liebe Schwertbrüder! Ja?”

“So red’!” gebot ihm der Soldatenführer.

“Wie ich an eurer Sprache merke”, fuhr der Gefangene fort, “seid ihr zwar in Diensten des Preußenkönigs, ihr seid aber doch keine eigentlichen Preußen vom Brandenburger Nudelbrett her, sondern gemütliche, handfeste Grafschafter vom kleinen, bergbuckligen Ländchen hier. Nicht?”

“Aber ock ja”. lachte ihm einer der Soldaten entgegen.

“Nu seht”, sagte der Gefangene und kicherte treuherzig, “auch wir sind keine Österreicher und Spione schon gar nicht, wir sind Grafschafter wie ihr, sind eure Landsleut’. Ich bin der Nentwich Josef aus Reichenau, habe dort heut noch Weib und Kind. Geboren bin ich in Alt-Wilmsdorf. Und der da, der Junge, dem es so zu Herzen geht, ist auch aus dem gleichen Ort, er ist der Förstersohn Johann Georg Veit, auch der hat seine Leute heute noch in Reichenau dort drüben. — Drum bitt’ ich euch, liebe Landsleute — ein Grafschafter muß doch einem Grafschafter helfen, besonders in der jetzigen betrübten Zeit —, drum bitt’ ich euch, laßt uns laufen! Laßt uns laufen!”

Eine tiefe, stille Pause entstand; es war, als müßte man das Auffallen der bläulichsilbernen Mondstrahlen hören. Die Soldaten waren wohl gerührt und überlegten. Einer sprach endlich:

“Ist das auch wirklich wahr, was du sagst, Alter?”

“Aber ja, es ist wahr”, beteuerte der Gefangene, der nun doppelt Mut bekommen hatte, “tausend Eide können wir euch schwören und nachfragen könnt ihr ja auch, es ist nicht so weit bis Reichenau. Ich will euch alles erzählen. Schon acht Jahre bin ich beim Militär gewesen und da kriegt man den Rummel endlich satt und will einmal seine Ruh’ haben. Im preußischen Heer hab’ ich dienen müssen, und zwar im Fouquéschen Regiment. Der da aber, der Junge, hat sich erst im Jänner des heurigen Jahres anwerben lassen müssen; sein Vater ist heut noch Schulze und Revierjäger in Reichenau. Den harten Drill, den so ein Jüngla durchmachen muß beim Militär, kennt ihr selber. Bald ist es ihm zu arg geworden. Ich wollt’ fort von den Soldaten und endlich wieder einmal Mensch sein, dem war es zu hart bei den Soldaten, und da kam am 6. Mai erst noch die Schlacht bei Prag. Grausig ist es zugegangen und kämpfen hätten wir sollen erst noch gegen die, die vor wenig Jahren noch unsere Landsleute waren, ehemalige Österreicher gegen Österreicher, ehemalige Böhmen gegen Böhmen; nun, da sind wir beide davongelaufen und wollten heimgehen. Aber österreichische Panduren haben uns eingefangen, haben uns nach Braunau gebracht, dann nach Beneschau, Brünn und zuletzt nach Nikolsburg und haben uns in ihre Montur gesteckt. Was haben wir schrecklich Heimweh gehabt! Endlich in Nikolsburg ist es uns gelungen und wir sind ausgekommen und sind unter ständigen Gefahren den weiten Weg bis her in die Heimat gewandert. Wie gerne hätten wir uns daheim friedlich mit der Arbeit fortgebracht, doch jetzt ist ein neuer Krieg losgegangen, und weil wir nicht mehr sicher waren, wollten wir heut ins Braunauische hinüber. Da habt ihr uns gefangen. Ich bitt’ euch, liebe Landsleut’, erbarmt euch unser! Denkt, was wir alles durchgemacht haben! Ich bin schon vierzig Jahre alt und hab’ Weib und Kind daheim, und der ist erst achtzehn Jahre alt, ein armes junges Blut! Bringt uns nicht ganz ins Unglück! Wir bitten euch, laßt uns laufen!”

So bettelte der Ältere. Der Junge hob nur die Hände bittend in die Höhe, reden konnte er nicht vor erschütterndem Weinen.

Der erste der Soldaten sagte: “Ist alles ganz wahr und richtig, aber, aber —”

Der zweite meinte: “Ach wo! Was haben wir davon, wenn wir sie ganz ins Unglück bringen? Denn es geht ihnen scheußlich schlecht, wenn sie als Ausreißer zum Regiment kommen. Unseren langen, hageren Alten, den französischen, gewichsten Schnauzbart Fouqué, kennt ihr ja selber. Der hat kein Herz im Leib, für Katholische schon gar nicht. Der kennt nichts als seine Reitstiefel und die Hundspeitsche. Die ganze Grafschaft jammert unter seinen Stiefeln.”

“Recht hast, Bruder!” sagt der dritte, “was sollen wir dem Fouqué, dem französischen Schweinehund, die Freude machen und ihm zwei arme Grafschafter einliefern, die ihm doch nichts anderes getan haben, als daß sie aus seinen Klauen davongelaufen sind, wo doch die ganze Grafschaft am liebsten davonlaufen möcht’, wenn sie könnt’. Ich gehe und laß die beiden los!”

Und schon trat er auf die Gefangenen zu, die ihm freudig die Hände entgegenstreckten. Doch da gebot der erste der Soldaten:

“Halt! Loslassen wirst du sie nicht!”

“Aber sei doch nicht so!” murrte der zweite Soldat, “du hast längst auch schon die preußische Soldatenspielerei satt bis zum Adamsapfel hinauf und möchtest selber am liebsten davonlaufen, hast es ja erst gestern gesagt.”

“Alles richtig,” sagte der andere in seiner gewohnten Art, “doch ich lauf nicht davon. Solange ich Soldat bin, bin ich Soldat und halte meinen Eid. Und damit Punktum!” Er erhob sich, nahm seine Flinte und setzte sich weg von den andern unter einen fernstehenden Fichtenbaum.

“Da läßt sich nischtennicht machen bei dem Querkopf!” brummte bedauernd der dritte Soldat und setzte sich zum anderen. Alle fünf versanken in ein

düsteres, brütendes Schweigen. — Der arme, gefangene Junge zahlte den Zoll der Jugend und schlief ein vor Traurigkeit. Die anderen stierten vor sich hin in die laue Nacht.

Nicht lange, dann ging die bläulichsilberne Helle der Mondscheins in ein immer lichter werdendes Grau über; gedämpfte Schritte kamen den Wald daher, eine neue Gruppe von drei Soldaten schritt heran und löste die Wache ab.

Stramm erhob sich der erste Soldat und ging auf die Gefangenen los. "Auf!" gebot er, "wir gehen!"

Nentwich erhob sich, schlaftrunken und taumelnd der Junge. Die beiden Soldaten gingen voran, die Gefangenen mußten folgen, der erste Soldat beschloß den Zug.

Höhnisch wendete einer der Soldaten sich um:

"Treibst du die Landsleut' wohl nach? — Och nee, och nee! wirst du eine schöne Belobung bekommen von unserem Alten, dem Fouqué!"

"Bischt ock ruhig" schrie der hinter allen einhermarschierende Soldat ihm nach, "auch mir tun die beiden leid, aber Eid ist Eid, und den brech' ich nicht!"

Sie kamen bei einbrechender Morgenfrühe im Dörfchen Scheibau an, dort war ihr Oberkommando, das der Rittmeister der Warnerischen Husaren ausübte. Der machte kurzen Prozeß: er befahl zweien seiner Reiter die beiden Ausreißer nach Glatz zu bringen.

Eben standen die drei Soldaten, die im Walde nächtliche Wache gehalten hatten, vor der schmalen Tür des kleinen, schwarzen Holzhäuschens, wo sie einquartiert waren, da hörten sie Hufschlag und sahen in scharfem Trabe die beiden Husaren heran- und vorüberreiten, denen die beiden Gefangenen in atemraubendem Schnellschritt folgen mußten: man hatte sie grausam an die Schweife der Pferde gebunden.

Empört rief nun der eine Soldat ihrem nächtlichen Wachführer zu: "Da schau, Weigant, was du ihnen eingebrockt hast, unseren Landsleuten! Jetzt schon werden sie schlechter behandelt wie eine Kuh, die man für die Soldaten zum Schlachten angefordert hat. Denn die bindet man an keinen Pferdeschweif, diese aber hat man daran gebunden, daß sie sich zu Tode laufen müssen!"

Toternst und zornig blickte der den Reitern nach, dann sagte er: "Das ist auch wieder nicht recht, eine solche Behandlung! Wenn ich ihnen nur helfen könnte!"

"I nu ja, jetzt möchtest du helfen, weil es zu spät ist!" höhnte der andere.

"Und ich werde ihnen helfen! Heut noch verlange ich Urlaub nach Glatz und reite dorthin. Ich will Zeuge machen, hab' doch ich sie aufgestöbert, man muß mich fortlassen!" Er machte eine lange Pause und dachte nach, dann fuhr er fort: "Ich hab' es ja nur gut gemeint, wenn ich fest geblieben bin, und zwar mit der Grafschaft und den Grafschaftern habe ich es gut gemeint, denn gerade seit der Schlacht bei Prag wird uns Grafschaftern immerzu vorgeworfen, daß wir gerne ausreißen, und zwar besonders aus dem Fouquéschen Regiment, in dem die meisten Grafschafter stehen. Da wollt' ich einmal zeigen, daß wir doch treu sind."

"Schön hast du es ihnen gezeigt!" höhnte der andere, "beweis' den Preußen unsere Treue nur immerzu, die glauben es dir doch nie, besonders wenn es um Katholische geht!"

"Das werden wir sehen!" sagte Weigant, der nächtliche Wachführer, "ich werde zu reden wissen."

Damit ging er und richtig erhielt er Urlaub vom Ortskommando und schon wenige Stunden später ritt er in vollstem Galopp in den sonnenhellen Septembertag hinein, den Gefangenen nach.

2. Beschuldigt.

Es war der 4. September, ein Samstag, und gegen Abend, als die beiden Husaren mit den beiden Gefangenen im Städtchen Glatz einritten. Rechts und links liefen die Leute aus den Häusern oder standen an den Fenstern, um zu sehen, wen sie da einführten. Als die Reiter an der hohen gotischen Pfarrkirche vorbeikamen, sich einen Weg durch die immer dichter werdende Menschen- und Kindermenge bahnend, schritt eben ein kleiner, freundlich blickender Geistlicher der Kirche zu; er hatte den schwarzen, vielfaltigen Radmantel umgetan und das schwarze Priesterbarett auf dem leichtpelockten Kopfe. Auch er blieb stehen und schaute mitleidig auf die armen Gefangenen her. Freundlich leuchteten sein breites, weißes Kollare und die weißen Handkrausen, in der Hand trug er das Brevier, das er eben in die Linke nahm um mit der Rechten gegen die Gefangenen her ein kleines Kreuz zu machen, er wollte ihnen wohl mitleidig den Segen geben. Deutlich hatte es der Nentwich, der den hageren Kopf tief gesenkt hielt vor Beschämung, aber doch mit scheuen Blikken nach rechts und links auf die gaffenden Leute schaute, im Vorübergehen bemerkt.

Schon waren sie vorbei, Nentwich sah den Geistlichen nicht mehr, da hörte er eine helle, frohe Knabenstimme:

"Pater Andreas! Pater Andreas! wo geht Ihr denn hin? Geht Ihr in den Beichtstuhl?"

"Ja, mein Jüngla, ich geh' in den Beichtstuhl. Ist ja Samstag, kannst auch zur Beichte gehen." Eine liebe, weichtönende Stimme war es, die so antwortete, offenkundig war es die des Geistlichen.

Nentwich hörte den Knaben noch fröhlich auflachen und dann sagen: "Oh nee! Heute nich! Aber morgen darf ich zum Singa kommen, zu die schönen Liedla, gel ja?"

Die Antwort darauf vernahm Nentwich nicht mehr.

*

Als sie in der Festung angekommen waren, wurden beide ihrem Regimente ausgeliefert und kamen in die Wachstube, wo sie sich unter die Pritsche der Kameraden legen mußten. Der Raum war so niedrig, daß sie nicht aufrecht sitzen konnten, er war ganz dunkel, der Boden staubig und hart, doch den vom weiten Marsch Ermüdeten schien es schon ein Labsal, nun endlich ruhig sich ausstrecken und liegen zu können. So sehr sie der Durst und die Hungerschwäche quälten, die Ermattung war stärker als

Durst und Hunger, zuerst schlief der junge Jörg ein und bald auch der gealterte Nentwich.

Nicht lange mochten sie geschlafen haben, als sie geweckt wurden. Noch schlaftrunken hörte Nentwich einen Streit:

"So laß sie in Ruhe, Weigant!" redete ein Soldat, "mit eingefangenen Ausreißern soll man nicht reden!"

Kurz und scharf sprach der andere: "Aber ich muß sie sprechen! Und ich habe ein Recht dazu, hab' ich sie doch selber eingefangen und davon auch bereits Meldung getan. Und wenn ich sie sprechen will, geht es dich nischt an, verstanden, "ich bin auf Wache und im Dienst. Wenn's herauskommt, hock auch ich in der Tinte. Es wird nicht lange dauern, werden sie zum ersten Verhör abgeführt und kommen zu den Verbrechern ins Stockhaus."

"Eben deshalb will ich sie sprechen, ob es dir gefällt oder nicht. Es hat Eile. — Und wenn dich deine Haut dauert, weißt du was? dann gehst du auf ein paar Augenblicke hinaus, daß du nichts siehst und nicht hörst, was hier vorgeht, so hast du auch nichts zu verantworten. Kehrt euch! Marsch!"

Der andere lachte: "Du bist ein Teufelskerl, Weigant!" und Nentwich hörte, wie der andere fortging.

"Also nun ist die Luft rein. Kriecht einmal raus, ihr zwei! Nu, wird's bald?"

Nentwich, der nun ganz wach geworden war, gehorchte; den noch immer schlaftrunkenen Jörge mußte er förmlich mitzerren. Und als er unter der Pritsche hervorgekrochen war, sah er verdrossen, daß wirklich der hartherzige Kamerad vor ihm stand, der nachts seine Befreiung verhindert hatte.

Weigant lachte: "I nu, da schaust? — Ich bin euch nach und vorausgeritten, weil ihr mir schließlich leid tut und ich euch helfen möchte."

Mit einem mißtrauischen, spöttischen Blicke sah ihm Nentwich ins scharfgeschnittene, bleiche Gesicht; Jörge aber schlief schon wieder.

"Ob du's glaubst oder nicht, es ist so. Ein Grafschafter soll wirklich seinen Landsleuten, den Grafschaftern, helfen. Und es hat mich empört, daß man euch an die Pferdeschwänze gebunden hat. Darüber beschwere dich sogleich, das rate ich dir!"

"Das weiß ich selbst", brummte der andere spöttisch, "wenn du nur das weißt, dazu hättest du wahrlich nicht von Wünschelburg nach Glatz zu reiten brauchen!"

"Aber so red' nicht so spitzig", fuhr Weigant auf, "ich wollte euch wirklich helfen. Darum hab' ich mir Urlaub genommen nach Glatz und bin euch im Galopp vorangeritten, hab' mich auch gleich beim Offizier gemeldet, der euch verhören wird, der Leutnant von Voigt wird es sein. Er ist ein sonst guter Mensch, drum hab' ich erzählt, wie wir euch aufgefangen haben und warum ihr ausgerissen seid, und hab' Fürbitt' eingelegt, daß man euch möglichst glimpflich behandelt."

"Nu, nu, schön, schön", sagte Nentwich, "aber ich mein', wenn du uns schon hast helfen wollen, hättest du uns gestern lieber sollen laufen lassen; jetzt ist die Hilfe wohl zu spät."

Dem Weigant zuckte es über das scharfgeschnittene Gesicht, daß Nentwich sah, wie er innerlich gleichsam einen Stich fühlte, trotzdem sagte der andere barsch: "Ach wo laufen lassen! Unsere Hauptleute sollten sehen, daß die Grafschafter halt doch verläßlich sind und ihren Eid zu halten wissen. Das hab' ich auch dem Leutnant gesagt."

"Er hat gesagt", fuhr Weigant fort, "es sei höchste Zeit, daß die Grafschafter endlich ein anderes Ansehen kriegen beim Statthalter Fouqué und beim König. Denn der König sei fuchsteufelswild, daß gar so viel Landeskinder von Glatz ausreißen und man werde euch wohl hübsch hart ansehen, da lasse sich nichts machen. Die Davonlauferei müsse endlich aufhören, darum werde man wohl kräftige Exampel aufstellen."

Nentwich lachte bitter auf: "Das hab' ich schon längst selber gedacht. — I nu, wenn wir erschossen oder gehängt sind, betest uns ein Vaterunser, wenn du ihn noch kannst. — Um mich ist mir auch gar nicht leid, besser bald dahin als ewig im Soldatenkamisol, aus dem ich nun einmal nicht heraus kann. Vielleicht wurmt dich doch noch der da, das arme Jüngla, halb noch ein Kind, der vom Leben sich Besseres verdient hätt' als mit achtzehn Jahren durch den Eifer eines Landsmannes an einen Baumast geknüpft zu werden. Und triffst du einmal mein Weib und mein Kind, tritt ihnen keck vor die Nase und sag: "Da schaut mich an, was ich für ein strammer Soldat war, ich hab' euren Familienhalter an den Galgen gebracht!"

Weigant biß sich auf die Lippe und redete eine Zeit gar nichts, um den aufsteigenden Zorn zu dämpfen, endlich sprach er: "Bist du fertig mit dem Quatsch? Noch hängt ihr lange nicht! Ihr müßt euch eben zu helfen wissen!"

"Aber wie?" lachte Nentwich auf und schaute dem andern mit irrem Blicke ins Gesicht.

"Nu eben, deswegen wollt' ich mit dir reden. Einen Schimmer hab' ich. Der Leutnant von Voigt hat noch gesagt: "Wird sich nischt machen lassen. — Oder doch? Es kommt darauf an, was da wieder einmal dahinter steckt. Vielleicht sind es die verfluchten Pfaffen, auf die es der Stadtkommandant Fouqué schon lange dicke hat."

"Daß er es auf die Geistlichen dicke hat, der Fouqué weiß man schon längst, er hat deren genug einsperren lassen. — Aber was soll mir das?" sagte Nentwich zweifelnd und geringschätzig.

"Nanu!" sagte Weigant, "ich hab' hernach mit Kameraden geredet und die haben mir gesagt, neulich habe einer der Offiziere sogar vor der Mannschaft erklärt: "Damit die Umtriebe der Geistlichen einmal aufkommen, erhält derjenige einen funkelnagelneuen Taler, der angibt, daß ein Geistlicher auf der Kanzel oder im Beichtstuhl zum Davonlaufen ermuntert hat. Es haben auch manche Soldaten von derlei Diskursen etwas erzählt. Und da denk' ich, . . . i nu . . ."

"Auch ich sollte so was sagen? fuhr Nentwich auf, "du hast wunderbare Einfälle, Weigant. Mir haben die Geistlichen nischte nichts getan, was soll ich nun einen hineinsetzen? Na, jetzt ist's genug. Hör' auf mit solchem Quatsch! Hättest du mich lieber schlafen lassen unter der Pritsche." Und er wendete sich weg und bemühte sich, den tief schlafenden Jungen langsam unter das rohgezimmerte Gestell hineinzuschieben.

Weigant lehnte an der grauen Mauer und kaute mißmutig an seinem Schnurrbart.

*

Indem öffnete sich die schwarze, eisenbeschlagene Tür der kellerartigen Wachstube und ein Soldat mit zwei bewaffneten Kameraden trat ein:

"Diese beiden Ausreißer heraus!" rief er, "sie sollen zum ersten Verhör!"

Totenblaß kroch Nentwich unter der Pritsche hervor, den noch immer schlafenden Jungen schüttelnd und zerrend: "Hans Jörge! Wach' auf! Wach' auf! Wir müssen zum Rapport" Er mühte sich vergeblich; doch roh trat der Soldat herzu und stieß den Jungen mit der Faust in die Rippen:

"Schlafen will die junge Kanaille? Na wart'," und er stieß noch kräftiger zu, daß der noch recht knabenhafte Jörge mit einem Seufzer die erschrokkenen Augen aufschlug.

"Aber sei nicht so ruppig mit ihm!" verwies Nentwich, "er hat viel Strapazen hinter sich."

"Ach was! Halt's Maul!" schrie der Soldat, und als auch Weigant sich einmischen wollte, rief er dem zu: "Und du Weigant, sei nur ganz man stille. Dich geht die ganze Sache schon ganz und gar nichts an! Wart nur, Jüngla, dir wird das Schlafen schon vergehn, wenn ihr beide baumelt morgen oder übermorgen! — Vorwärts, marsch!"

Mühsam hatten sich die beiden erhoben und schritten zwischen den Soldaten zur Türe hinaus den langen, weißgetünchten Gang hinab. Weigant schaute ihnen nach, er sah, wie der Junge immer nochschlaftrunken und todmüde hin und her taumelte und wie dem Nentwich der Kopf tief vornüber gesunken war. Es mochte ihn nun wohl eine tiefe Angst erfaßt haben: denn zart war sie nicht die Militärjustiz, unter dem schneidigen Fouqué schon gar nicht.

Mißmutig ging Weigant hinab, holte sein Pferd und ritt noch am selben Abend nach Scheibau zu seinen Kameraden.

*

Nentwich stand indes mit dem jungen Veit vor Leutnant von Voigt zum ersten Verhör. Sie wurden wahrlich nicht glimpflich behandelt, der Militarismus hat eben nirgends zarte Hände. Nachdem endlich die Sturzflut von Schimpfwörtern, Vorhalten und Schilderungen, wie zornig der König und Kommandant Fouqué auf alle Ausreißer und auf die Grafschafter insbesondere seien, vorübergerauscht war, schloß der stramme junge Offizier: "Und nun sagt mir einmal, ihr Hornochsen, warum seid ihr denn eigentlich davongelaufen?"

Der junge Veit war jetzt freilich wach geworden, die Rede aber war ihm auch ganz verschlagen; vor Schrecken zitterten ihm die Knie. Nentwich suchte nun auch für ihn zu reden, obschon eine namenlose Angst auch ihm das Herz schier abschnüren wollte. Demütig bat er um Verzeihung, besonders für den armen, jungen Veit, der vor dem Ausreißen doch erst zehn bis zwölf Wochen beim Militär gewesen sei, auch die Schrecken der mörderischen Schlacht bei Prag nicht ausgehalten habe. "Der große Esel war ich. Ich alter Ochs hätte gescheiter sein sollen, dann wäre auch wohl der Junge nicht davongelaufen." — Doch auch für sich erbitte er gnädigst Verzeihung. Er war beredt geworden und schilderte nun herzbewegend die harten Schicksale seiner achtjährigen Dienstzeit, die Sehnsucht nach Weib, Kind und Heimat, die unaufhörlich scheinende Dauer des Krieges, die Schrecken der Prager Schlacht, und da habe ihn wie viele andere die Verzweiflung gepackt und zum unüberlegten, verzweifelten Schritte gebracht, den er schon drüben in österreichischer Gefangenschaft so schwer habe büßen müssen. Auch deren Leiden schilderte er und schloß: "Ich bekenne mich schuldig, ja allein schuldig, bitte aber doch um allergnädigste Verzeihung!"

Schon hatte er einige Hoffnung geschöpft und aufgeatmet, da der stramme junge Offizier die lange Rede zwar finster, doch ohne ihn zu unterbrechen angehört hatte. Nun aber hob auch dieser an: "Bist du endlich fertig, alter Quasselkopf? Das Gejammer kennt man schon von allen Ausreißern. Soldatenjahre sind freilich nichts Angenehmes, dazu sind sie auch nicht da. Man wird euch nicht in Sänften herumtragen und euch Fliegenwedel und Muckenklatschen in die Hand geben auf den Schlachtfeldern. Und Kanonenkugeln sind auch keine schlesischen Klößchen. — Schlagt euch ordentlich, ihr Schweinehunde, daß unser König Fritz nur lauter Siege hat, dann wird die alte Maria Theresia drüben in Wien bald nachgeben müssen mit ihrem baumlangen Lothringer und unser König wird seinen Sieg und Frieden haben und kann abrüsten, dann könnt ihr mit Weib und Kind Steckrüben setzen, meinetwegen. Aber statt dessen laufen die Heuochsen davon und gerade die Grafschafter tun es wie die Schafe vor ein paar Schäferhunden. Gouverneur von Fouqué ahnt schon lange, daß dem hiesigen Landes-- und Stadtgesindel noch immer die alte Maria Theresia im Magen liegt, und daß sie diese heute lieber als morgen wieder zur Landesmutter haben möchten als den großen König Fritz zum Landesvater. Da muß man eben mit Hanfstrick, Eisen und Feuer dreingreifen, daß es einmal alle wird. Verzeihung wird da keine gegeben, verstanden? Die Ausreißerei muß ein für allemal aufhören. Es ist gut, daß man euch erwischt hat und da wird man einmal ein Exempel aufstellen, daß die anderen einen heilsamen Schreck haben. Ohne Disziplin geht es nicht, im preußischen Heer schon gar nicht. Verstanden! — Kanzlist, hat er die Anzeige geschrieben? Ja? Gut. Noch heute wird sie eingereicht, gleich morgen kann's losgehen!"

Kalt und heiß war es dem hageren, verhärmten Nentwich geworden bei dieser Rede. Der Schweiß war ihm auf die Stirn getreten. Wahrhaftig nun sah er's, es ging auf Leben und Tod. Leibhaftig sah er Weigant's Gesicht vor sich, wie aus weiter Ferne hörte er dessen Ankündigungen und was er zuletzt ihm zugeraunt hatte. So kam denn die Versuchung wieder und er erlag ihr: stockend und scheu die Augen rollend begann er:

"Halten zu Gnaden, Herr Leutnant. Darf ich noch etwas sagen?"

"Nanu, was denn?"

"Auch mein Beichtvater hat mir das Ausreißen nicht widerraten!" stieß Nentwich hervor.

"Was willst du damit? Wer, wo ist dieser Pfaff?" Die hastige Frage, der funkelnde, schier gierige

Blick des Offiziers sagtem dem Ausreißer, daß er hier eine Saite berühre, die ihm wohl etwas wie Hoffnungsklänge tönen möchte, nun ging es ihm leichter über die Lippen:

"Im April des Jahres ist das Regiment von hier ausmaschiert. Osterzeit ist auch gerade gewesen und da bin ich zuvor zur Beichte gegangen."

"Wo?"

"Hier in Glatz!"

"Wo, hier in Glatz?"

"Nanu, in der Pfarrkirche, was vor einem Jahre noch die Jesuitenkirche war."

"Und?"

"Wir sollten gerade ausmaschieren und der Kriegsdienst nach acht langen Jahren war mir schon so schwer genug, da hab ich den Beichtvater gefragt, ob es denn viel auf sich hätte, wenn ich bei gegebener Gelegenheit davonginge?"

"Und der Beichtvater?"

"Der hat gesagt, es sei wohl eine schwere Sache, doch hätte es wohl weiter nicht viel auf sich."

Heftig brach nun der Leutnant los: "Quasselst du das nur, um dir ein besseres Ansehen zu geben, oder ist wirklich etwas daran, daß man endlich, was wir schon lange ahnen, den Landesgeistlichen einmal auf die Schliche kommen kann? — Wenn du so etwas behauptest, wirst du wohl auch sagen können, wie er ausgesehen hat und wie er heißt? Heraus mit der Sprache."

Nentwich wurde es wieder kalt und heiß und glührot ward er im Gesichte unter den scharf und lauernd auf ihn gerichteten Augen des Offiziers. Wen sollte er angeben? Welchen Namen sollte er nennen? Wieder kam ihm wie aus der Ferne das Bild des Geistlichen, den er vor ein paar Stunden gesehen hatte, und wie aus der Ferne klang ihm aufs neue die Stimme des rufenden Knaben in die Ohren.

"Nun wirds bald? Oder hast du bloß scheußlich gelogen?" drängte die schneidende Stimme des Offiziers.

"Pater Andreas, glaube ich, heißt er", stotterte Nentwich.

"Und wie sieht er aus?"

"Er ist ein kleiner, schmächtiger Geistlicher, hat aber ein ziemlich rundes, volles Gesicht und so Locken um den Kopf."

"Schon gut," brach der Leutnant ab. "Kanzlist, schreib' er das zur Eingabe! — Ihr beide könnt jetzt gehen. Ihr kommt in den Arrest, wo man euch die Ketten lösen mag. Jeder in einen besonderen Arrest. — Die eigentliche Verhandlung beginnt erst morgen. Wir werden schon einen ordentlichen Richter bestimmen, einen evangelischen, da wird man schon draufkommen, was an der Sache ist. Kehrt euch! Marsch!"

Sie waren entlassen. Im Trakte, wo die Türen der Arrestzellen mündeten, wurden ihnen die Ketten abgenommen. Der junge Veit kam in die erste Zelle, Nentwich weit drüben in eine andere. Von da an bekam er den Jungen nicht mehr zu Gesicht. Jeder erhielt noch einen Laib Brot und einen Krug Wasser nachgeschoben ins Verließ.

Indessen saß Pater Andreas in der hochbogigen Pfarrkirche im Beichtstuhle. Er ahnte wohl nicht, welch eine Gewitterwolke sich zusammenzog über seinem Haupte. Blühende Knaben, Studentlein, kamen zur Beichte, Mädchen aus den Volksschulen, dazwischen Matronen und Bürgerstöchter aus der Stadt, auch einzelne Herren, Jünglinge, sogar einige Soldaten aus der Garnison. So hatte er zu tun bis in die sinkende Nacht. Denn der im besten Mannesalter stehende, eifrige kleine Geistliche war sehr beliebt in der wirklich noch kernig frommen Stadt.

*

Des anderen Tages war Sonntag. — Sie mußten es sehr eilig haben auf dem Militärkommando, denn trotz der Feiertagsruhe erhielt der zweite Bürgermeister, Christian Josephi, den Befehl, zu amtieren und eine dringliche Ausreißersache zu untersuchen. Er war ein schlanker, blonder Herr mit freundlichem, offenem Gesicht, so recht ein echter Schlesier. Nentwich gewann alsbald Zutrauen zu ihm, als er zum Verhöre vorgeführt war. Lang und breit erzählte er die Geschichte seiner Flucht, sowie die des jungen Veit und auch heute suchte er diesen völlig zu entlasten.

Freundlich fragte Josephi: "Es wird schon sein, wie Ihr sagt, Nentwich; der Veit scheint noch ein kindischer Bub, der weder recht weiß, was Soldat sein, noch was ausreißen heißt. Doch das wird eigens verhandelt, das ist ein Fall für sich und gehört nicht hierher, bleiben wir bei dem Euren."

In Nentwich wogten zweierlei sich verwirrende Gefühle durcheinander: einerseits tat ihm die Ruhe und Freundlichkeit des *Inquisitor publicus* (des staatlichen Untersuchungsrichters) wohl, er fühlte sich fast zur Vertraulichkeit angeregt, anderseits nagte es in ihm, was er gestern zuletzt gesagt hatte; er wünschte zu erreichen, daß darüber nicht mehr die Rede sei; um so weitschweifiger begann er zu erzählen, wie sie schließlich in Nikolsburg den Österreichern "abgepascht" seien, so Anfang August, nachdem sie seit 6. Mai, volle drei Monate, in Haft gewesen und von Ort zu Ort geschleppt worden; wie sie endlich nach dreißigtägigem, gefährlichem Fußmarsch heimgekommen und Veit zu seinem Vater in die Reichenau gegangen sei, er, der Nentwich, aber zu Weib und Kind, die ebenfalls in der Reichenau wohnten; seinen Schwager, dem Bauern Johann Dittert in Oberschwedeldorf, habe er von seinem Aufenthalte Nachricht gegeben und der sei auch zu ihm nach Reichenau gekommen; da es aber ob des neubeginnenden Krieges zu unsicher geworden, hätten sie auf Rat des Dittert beschlossen, ins Braunauische zu entweichen; Freitag, den 3. September, abends 10 Uhr, seien sie, während Dittert noch in Reichenau geblieben, nach Stolzenau gegangen und dort bei einem anderen Schwager Nentwichs eingekehrt. Der hat uns versprochen, daß er uns die Pakete, wenn er wieder einmal Schindeln ins Braunauische führt, nachbringen werde. So sind wir von Stolzenau fort nach Wüschelburg zu auf den Weg, aber in derselbigen Nacht noch sind wir gefangen worden und gestern, Samstag, den 4. September, in der Früh hat uns das Kommando des Warnerischen Husarenregiments übernommen und nach Glatz transportiert." (Fortsetzung folgt)

Bursen für Priesterstudenten

Während in Holland die Zahl der Priesterberufe ständig am Wachsen ist, leiden unsere Missionsländer, Südamerika und auch Westcanada an größtem Priestermangel. Auch das deutsche Katholikentum Canadas ruft nach Priestern! In früheren Jahren, als alle deutsche Seelsorge Canadas ihren Mittelpunkt noch in der Prärie hatte, legten unsere Einwanderer ihren ganzen Stolz und ihr höchstes und schönstes Hoffen in den Gedanken: Wolle Gott nur auch aus meiner Familie sich einen Priester wählen! Zwei Bischöfe und 132 Priester konnten unsere deutschsprechenden Katholiken der Prärie der Kirche schenken. Diese Tradition der deutschen Katholiken Canadas muß lebendig bleiben! Können wir dem Herrgott auch keinen Priestersohn schenken, so wollen wir doch durch Unterstützung unserer Bursen für arme Priesterstudenten helfen:

Fatima Burse

Bisher eingenommen:	$6,989.76
Mrs. M. Multarzynski, Beebe, P.Q.	5.00
	$6,994.76

U. L. F. vom Guten Rat Burse

Bisher eingenommen:	$576.50
Mr. and Mrs. R. Ehman, Regina, Sask.	10.00
Miss K. Ehman, Regina, Sask.	30.00
	$616.50

St. Karl Burse

Bisher eingenommen:	$1,657.87

Bitte senden Sie Ihre Gaben **The Marian Press** Box 249, Battleford, Sask.

Bücherbesprechungen

"Roman des ärztlichen Gewissens" heißt es auf der Titelklappe des Buches "Der dunkle Feind" von E. J. Edwards. Er führt in ein amerikanisches Krankenhaus, ein katholisches übrigens, das auch seinen Äzten das Gesetz der christlichen Moral auferlegt. Daraus resultieren, geschürt von außen, Gewissenskonflikte und tragische Verwirrungen. Aber immer wieder werden die Gesunden aus der Gewalt des dunklen Feindes befreit durch den lichten Engel der Gnade, der sich sooft an Kranken- und Sterbelagern einfindet, um den "Unsinn des Leidens" zu entwirren und den verborgenen Sinn herauszuschälen. — Man wird die ergreifenden Gestalten dieses Romans, der nicht nur das ärztliche Gewissen, sondern uns alle anspricht, nicht so leicht vergessen, weder die Heimwanderer noch die Hinterbliebenen, weder das Glosten eines Bettuches noch das Glimmen und Knistern heimlich-unheimlicher Gluten in den Herzen. (Verlag Josef Hecht, Frankfurt, 242 S. Lwd. DM 11.80).

Lebenserinnerungen eines geographisch und geisteswissenschaftlich weitgereisten Mannes, nämlich des in Lindau im Ruhestand lebenden Priesters und Professors Dr. Ludwig Armbruster, hat dieser unter dem schlichten Titel "Rückschau" im Biene-Verlag Lindau veröffentlicht. Sie werden nicht nur Beachtung finden unter den zahlreichen Freunden des "Bienenvaters" Armbruster, sondern auch unter den vielen Bekannten seiner Jungend- und Studienjahre in Markdorf, Hohenbodman, Hüfingen, Donaueschingen, Wolfach, Efringen, Freibnrg, bei Kursgenossen und Mitschülern, bei Schülern seiner eigenen Lehrjahre (in Achern und in Berlin), bei Gelehrten, die seinen Weg gekreuzt und seine Arbeiten schätzengelernt haben (etwa "Kleinod Lindau" mit wunderbaren Federzeichnungen des Verfassers). 384 Nummern weist der Veröffentlichungskatalog des vielseitigen Gelehrten auf. Was sich in seinem staunenswerten Gedächtnis aufgespeichert hat, ist ungekünstelt und leicht lesbar aufgezeichnet. Ein reicher Ertrag eines fleißigen Lebens (100 S. DM 3.90).

Gott denkt anders — Dies erfährt der Flößer Wendel Strixner, der bei seiner Heirat den selbstgeschnitzten Flößerherrgott neben seinem Anwesen aufstellt, einesteils gutgläubig, andernteils herausfordernd, da er eine Art magischen Schutz und Segen von seinem Zeichen erwartet. Als sich nach Jahren Unglück einstellt, verläßt der enttäuschte und erboste Flößer sein "Heimatl" und treibt sich unrastig in Amerika herum, bis ihn das Heimweh und ein neues Vertrauen zu Glauben und Heimat zurückkehren lassen. Ein guter Volksroman aus dem Verlag Manz, München, 280, Seiten, Leinwand, Verfasser: Hans Friedrich. Titel: "Der Flößerherrgott".

Alles was man wissen möchte über Lourdes, die Stätte der Gnade und Wunder, hat Piera Delfino Sessa in fraulicher Einfühlungsgabe und gemütvoll erzählerischer Darstellung zusammengefaßt in dem Buch "Lourdes" (Rex-Verlag München, 160 S. mit 15 Bildtafeln, kart. DM8.50, Leinw. DM10.50). Manche Berichte, die von italienischen Pilgern handeln, sind bei uns bisher weniger bekannt geworden und geben dieser Schilderung eine besondere Nuance. Auch einige Bilder sieht man erstmals so.

Ein Schmuggler-Roman aus dem Manz-Verlag, München: "Das Lied vom Pascher Gump" von Paul Friedl, hält den Leser durch die Verflechtung mit einer Liebesgeschichte wie auch durch den kriminalistischen Einschlag bis zum Schluß in Spannung. Daß Eifersucht den Konflikt schürt, bringt ein weites Element der Verwirrung in das handlungsreiche Geschehen (281 S. Leinwand, DM 7.40).